18/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427–5217

# FREIE Welt

## Mahnender Torso

*Nachdenken über die Domruine Kaliningrads*

## Klimakapriolen

*Warum war der Winter warm?*
*Professor Budyko weiß mehr*

# Rivalen auf Rekordjagd

*Immer schneller:*
*Abenteuer Hindernislauf*

# ★ Inhalt


**Reportage**
Uwe Kant und Detlev Steinberg in Kaliningrad und Nida – Teil 3 **Seite 4**

**Nachrichtenmagazin** **Seite 12**

**Sport**
Hindernisläufer auf dem Weg in eine neue Ära? **Seite 16**

**Polemik**
Natur und Rüstung **Seite 20**

**Im Heim und doch zu Hause...**
Über neue Methoden der Erziehung elternloser Kinder **Seite 22**

**Wissenschaft**
Wird es auf der Erde wärmer? **Seite 24**

**Memoiren**
Aus den Erinnerungen Heinz Hoffmanns, des ehemaligen Verteidigungsministers der DDR **Seite 26**

**Geschichte**
Die Marschierer **Seite 28**

**Feuilleton**
Ballabend mit einem Schuß Wehmut **Seite 30**

**Technik**
Die alte Nowosibirsker Eisenbahnbrücke **Seite 32**

**Erzählung**
Juri Rytchëu: „Tiefe blaue Schatten“ **Seite 34**

**Humor** **Seite 36**

**Rätsel** **Seite 38**

**Kinderserie**
„Die Schatzinsel“ **Seite 40**

**Leserforum** **Seite 44**

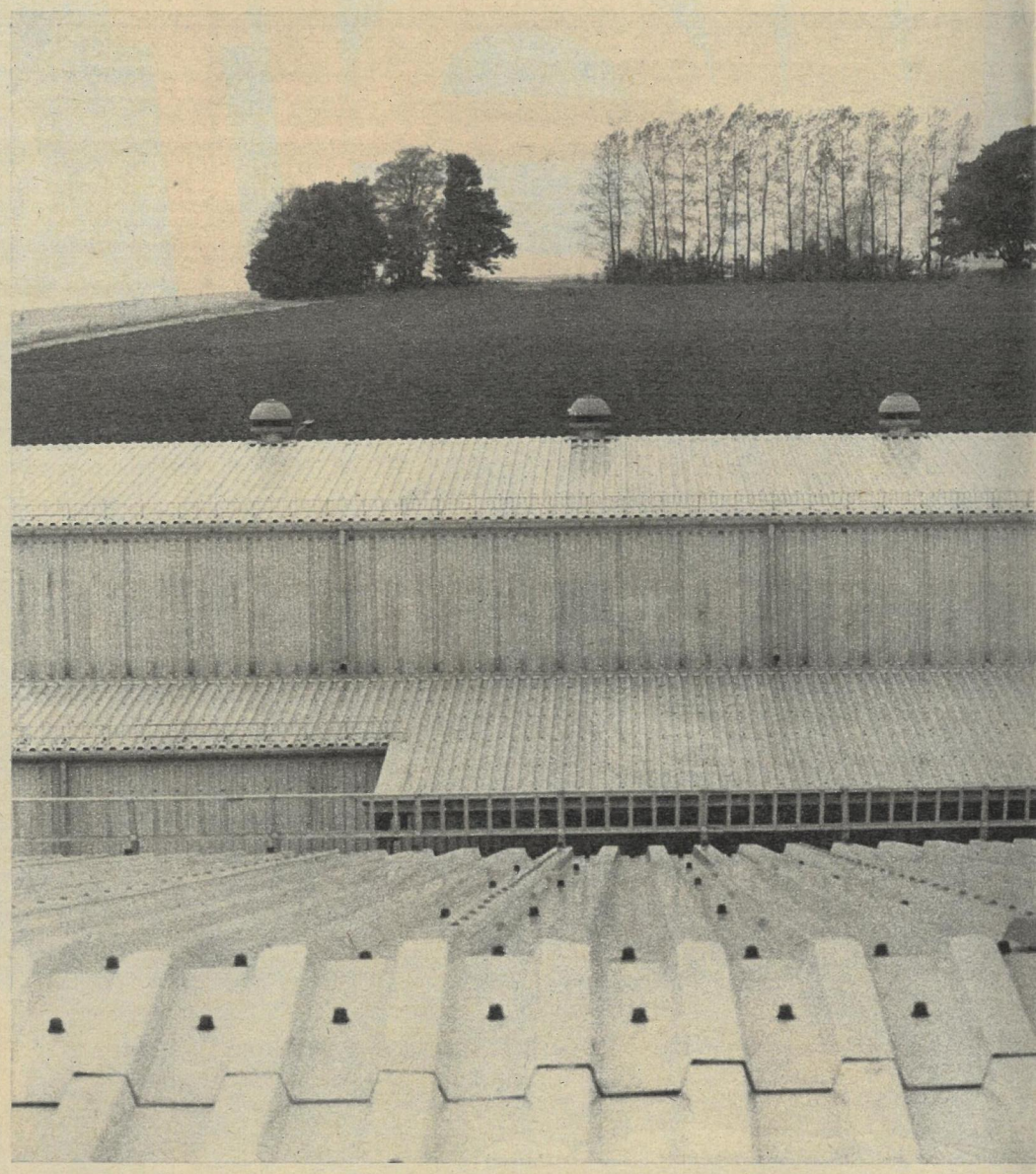
**Städtebau**
Milliardenprojekt – ein historisches Stadtviertel der goldenen Stadt Prag wird rekonstruiert **Seite 46**

**Rockmusik**
Junge Bands in Moskau **Seite 52**


**Titelfoto:**
Eberhard Thonfeld fotografierte den Vizewelt- und Europameister im 3000-m-Hindernislauf, Hagen Melzer (DDR)


Redaktionsschluß für dieses Heft: **4. 9. 1989**


# ★ Im Blickpunkt



Ein nicht alltäglicher Blick. Eigens dafür stieg der Bildreporter aufs Dach eines der Objekte, denen unser Interesse galt. Die Rede ist von zwei Kühllagerhäusern – gebaut im Metalleichtbaukombinat Werk Niesky. Aufgestellt als Experimentalbauten im VEG Görlitz-Kunnerwitz. Die Dächer bestückt mit imposanten Lüftern, darunter eine Zwischendecke und dann sechs Meter abwärts das kühle Bett für Gelbe Köstliche oder andere Apfelsorten. Zehn- bis zwölftausend Tonnen Äpfel erntet das VEG in den nächsten Wochen, zweieinhalbtausend davon werden in beiden Häusern gelagert. Bis dato vom Großhandel als Zwischenlager für Milchprodukte, Tomaten und Zwiebeln (Foto unten links) genutzt.

Daß sich die Mühe lohnte, die Häuser auf diese Weise ins Bild zu rücken, bescheinigt die derzeit in Leipzig stattfindende Messe. Bereits am ersten Messetag meldete das Metalleichtbaukombinat den Vertragsabschluß über die Lieferung 40 solcher Kühlhäuser aus Niesky für 1990 in die Sowjetunion.

Für Auftragsleiter Helmut Kern und sein Kollektiv der Preis für viel Fleiß. „Es kostete Stehvermögen und Fingerspitzengefühl, mit den Partnern den Vertrag auszuhandeln. Im Grundsätzlichen einig, gingen wir bei den Lieferfristen und beim Preis hart

**Leipziger Herbstmesse 1989**

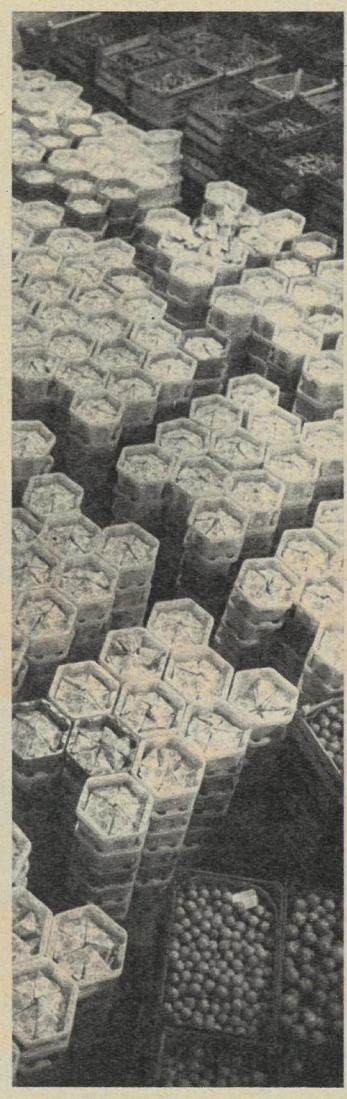
# Kühles Bett für Gelbe Köstliche

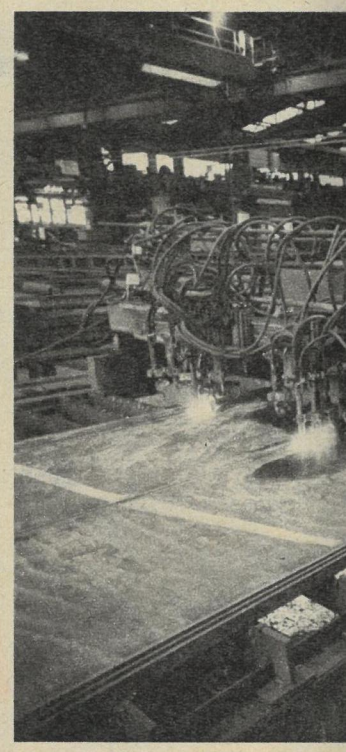
zur Sache. Verständlich, denn wer will schon schlechte Geschäfte machen.“

Günstig für die Verhandlungen: die langfristige Zusammenarbeit seit 1983. Die Kühlhäuser aus der DDR hat die Sowjetunion fest gebucht für ihr Lebensmittelprogramm. Und für die Nieskyer bedeutet der Vertrag eine langfristige Absatzlinie ihres Erzeugnisses. Nicht anders für Kooperationspartner wie die Hallenser Kältetechniker, die Leipziger Dämmelementebauer und die Dresdner Spezialisten für Kühlraumtüren.

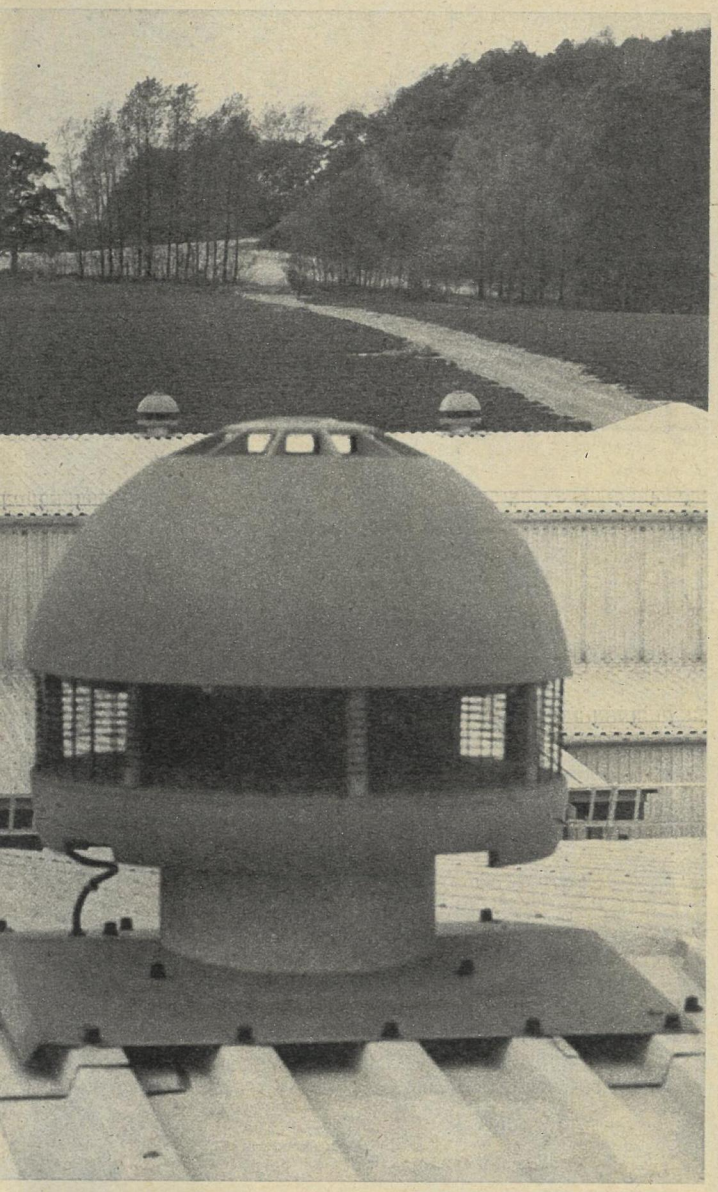
Helmut Kern verweist auf die Jahr für Jahr gewachsenen Stückzahlen. „1984 haben wir die ersten zehn Kühlhäuser exportiert. Jetzt sind es jährlich rund 40 Stück. Im Juni ging das 150. nach Belgorod auf die Reise. Ende 1990 werden es 215 Häuser sein, hergestellt in modernen Fertigungsstätten (Foto unten rechts: Helmut Buder an einem Brennschneidautomaten). Der Trumpf, der beim Messegeschäft stach: die neue Generation von Kühlhäusern, wie sie zur Zeit in Kunnerwitz stehen. 250 Tonnen mehr Lagerkapazität bei gleicher Größe als die Vorgänger, der Einsatz von luftstatt wassergekühlter Kältetechnik gehören zu den Neuerungen. „Wir sind mit den Häusern sehr zufrieden. Die Lagerverluste sind entscheidend niedriger als bisher. Und die Lagerzeit läßt sich auch um ein bis zwei Monate verlängern“, versichert Diplomgärtner Carsten Nick vom VEG.

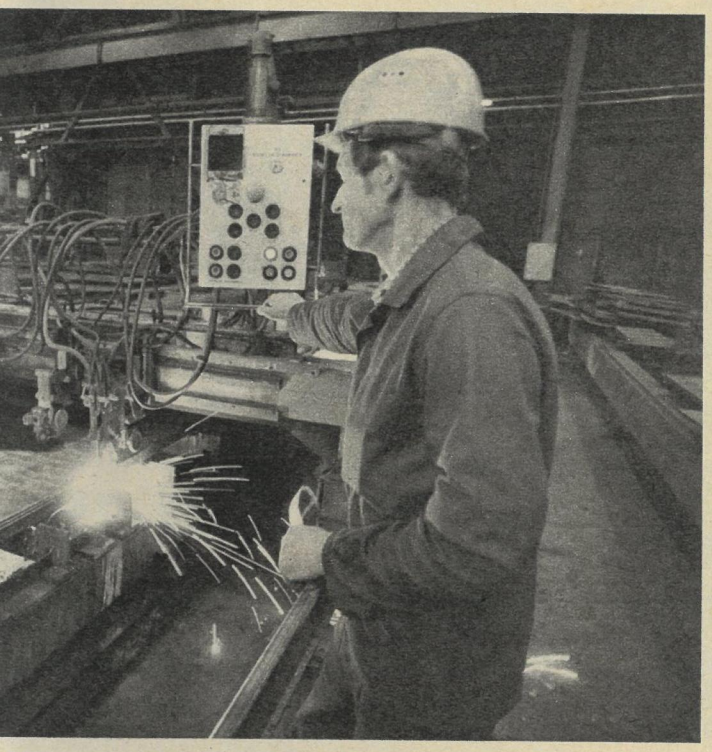
Der Forderung vom sowjetischen Partner, künftig in den Häusern Obst unter kontrollierter Atmosphäre zu kühlen, das heißt mit Kohlendioxid-Begasung (das Obst wird dabei gewissermaßen eingeschläfert), sind die Nieskyer





mit dem neuen Prototyp gleichfalls nachgekommen. Dabei arbeiteten Lieferant und Kunde Hand in Hand. Unsere Fachleute entwickelten neue Dämmelemente mit Trockenfuge. Von den Spezialisten aus dem Institut Giproniselprom in Orjol kommt die Begasungstechnik. Dieser Tage trafen einige von ihnen in Kunnerwitz ein, um die





Technik am ersten, gasdicht gebauten Haus in Betrieb zu nehmen. Alexander Kljutschkow, Abnahmeingenieur für Kühlhäuser in der DDR, telefonisch zum Messeabschluß befragt: „Ich freue mich darüber, zumal auf meinem Schreibtisch schon der Entwurf eines neuen Abkommens für 1991 bis 1995 liegt. Von unserer Seite gibt es großes Interesse, erneut mit einem Regierungsabkommen die Lieferung von Kühlhäusern aus der DDR zu besiegeln. 40 Stück jährlich müssen es aber mindestens sein, ist doch der Bedarf in unserem Lande nach wie vor groß."

*Hans Häber (Text)*
*Uwe Völkner (Fotos)*

# 50 Jahre danach

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Vor 50 Jahren begann Hitler – nein, nicht „seinen" Krieg: Er entfesselte den Krieg für andere. Sie saßen an Rhein und Ruhr und wollten ihren Milliarden neue Milliarden hinzufügen: Wie könnte das schneller gehen als durch Rüstung und Krieg. Sie saßen in Aufsichtsräten und wußten: Krieg läßt „Proleten fallen und Dividenden steigen". Sie saßen im Generalstab und hofften auf Ruhm und Pfründe: Wie sollte es Heil und Sieg und fette Beute geben, wenn nicht im Krieg. Sie alle hatten Macht und wollten mehr Macht. Sie hatten Deutschland und wollten die Welt.

Deshalb hatten sie einen Hitler gesucht und gefunden. Hatte er ihnen nicht 1932 versprochen, was man schon 1925 in seinem „Kampf" lesen konnte: „Wenn wir heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Rußland und an die ihm untertanen Randstaaten denken"?

In London und Paris gab es solche, die genauso dachten. Damit er auch wirklich gen Osten marschierte, hatten sie ihm 1938 in München die Tschechoslowakei zum Fraß vorgeworfen. Sie lehnten alle sowjetischen Vorschläge über europäische Sicherheit ab und paktierten hinter dem Rücken der Sowjetunion mit Hitler. Mein Vetter Herbert v. Dirksen, damals Botschafter Hitlers in London, berichtete am 3. August 1939 nach Berlin: „Falls die obengenannten Pakte zwischen England, Frankreich und Deutschland zum Abschluß kämen, würde mit der englischen Garantie-Politik Schluß gemacht. Dann wäre Polen gewissermaßen mit Deutschland alleingelassen." So wurde Polen verraten, damit Hitlers Großdeutsche Wehrmacht an die sowjetische Grenze gelangte.

Heute – 50 Jahre danach – werden dazu viele Fragen gestellt und manche falsch beantwortet. Zwei Fragen werden nicht gestellt: Welche Alternative hatte die Sowjetunion damals – angesichts des unausweichlichen faschistischen Überfalls und der westeuropäischen antisowjetischen Verschwörung? Und wie sähe Europa heute aus – ohne jenen Nichtangriffspakt?

Als deutscher Kommunist antworte ich mit der Gegenfrage: Hätte die Sowjetunion dem faschistischen Aggressor in Leningrad, vor Moskau und an der Wolga in Stalingrad standhalten und die Wende des Krieges herbeiführen können, wenn sie nicht die Zeit gewonnen hätte, den der von Hitler scheinheilig angebotene Nichtangriffspakt ihr verschafft hatte? Gewiß, die betrogenen Betrüger im Westen sahen sich von ihren Völkern gezwungen, die Antihitlerkoalition einzugehen. Und Wüstenkrieg in Afrika, Landung in der Normandie und die glückliche Forcierung des Rheins über die Brücke von Remagen trugen zur Niederwerfung Hitlers bei. Aber Berlin und der Hitlerbunker wurden von Sowjetsoldaten gestürmt! Und die Siegesfahne auf dem Reichstag war rot!

Als Bürger der Deutschen Demokratischen Republik antworte ich: Mein Staat ist ein Kind des Roten Oktober und Ergebnis des Sieges über Hitler. Als wir auf die Gründung des monopolkapitalistischen Separatstaats am Rhein die antifaschistisch-demokratische Antwort gaben, weissagten uns Imperialisten ganze drei Monate Existenz: „Die sogenannte DDR wird das Jahr 1950 nicht er-, geschweige denn überleben", schrieben damals die „Ruhrnachrichten". Nun bestehen wir bald 480 Monate. Und, wie Außenminister Oskar Fischer in seiner Ansprache vor der Außerordentlichen Plenartagung der Volkskammer am 1. September betonte, „mit unserem beherzten Eintreten für nukleare und konventionelle Abrüstung in den 80er Jahren haben wir mitgeholfen, die ‚Sprachlosigkeit' zwischen Ost und West zu überwinden, die Konfrontation zu vermindern; es war der Generalsekretär des Zentralkomitees der SED und Vorsitzende des Staatsrates Erich Honecker, der im November 1983 der Aufrüstung mit atomaren Mittelstreckenraketen in Westeuropa die Politik des Dialogs ‚Jetzt erst recht' entgegensetzte."

Als Internationalist antworte ich: Europa und die Welt sehen 50 Jahre danach anders aus. Trotz Schönhubers und Möchtegern-Grenzveränderern. Und trotz NATO-Träumen und amerikanischen Muskelspiels in Westeuropa, Lateinamerika, Asien und Afrika.

Der Kolonialismus ist passé, der Neokolonialismus hat keine Chance. Historisch ist der Imperialismus auf dem Rückzug, der Sozialismus auf dem Vormarsch – auch wenn wir erleben, was Lenin vor über 70 Jahren schrieb: „... in jeder Epoche gibt es wie bisher so auch künftig einzelne Teilbewegungen bald vorwärts, bald rückwärts, gibt es bisher so auch künftig verschiedene Abweichungen vom Durchschnittstypus und vom Durchschnittstempo der Bewegungen. Wir können nicht wissen, mit welcher Schnelligkeit und mit welchem Erfolg sich einzelne geschichtliche Bewegungen der jeweiligen Epoche entwickeln werden. Wir können aber wissen und wissen tatsächlich, welche Klasse im Mittelpunkt dieser oder jener Epoche steht und ihren wesentlichen Inhalt, die Hauptrichtung ihrer Entwicklung, die wichtigsten Besonderheiten der geschichtlichen Situation in der jeweiligen Epoche usw. bestimmt."

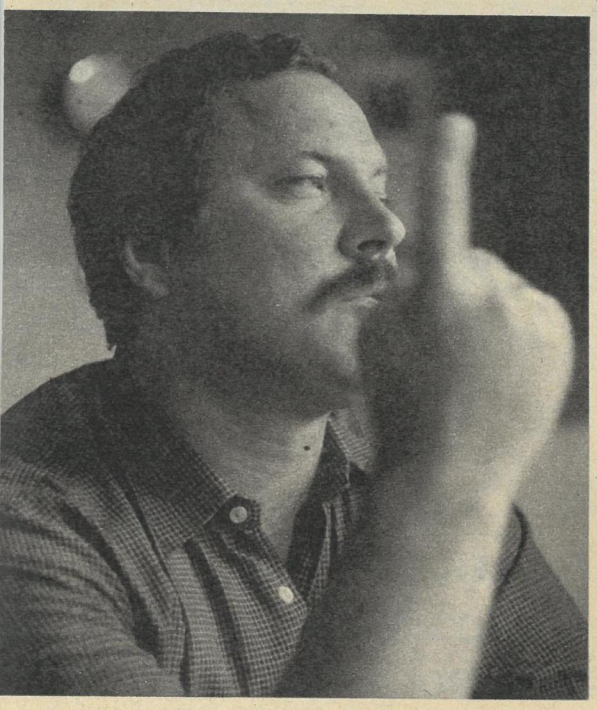
Nicht diese oder jene Teilbewegung oder Abweichung, Schwierigkeit oder Irrtümer bestimmen den Charakter unserer Epoche, sondern die historische Mission der Arbeiterklasse. Die deutsche imperialistische Bourgeoisie zum Beispiel hat die Prüfung der Geschichte in unserem Jahrhundert nicht bestanden und die Chancen, die uns vor 44 Jahren geboten wurden, nicht genutzt, ja, zunichte gemacht. Ein halbes Jahrhundert danach wird unübersehbar und von immer mehr Menschen begriffen: Unser Zeitalter braucht nicht mehr Kapitalismus, sondern weniger; nicht weniger Sozialismus, sondern mehr! Darum haben wir es nach den großen Kriegen unseres Jahrhunderts mit heftigsten Klassenkämpfen zu tun, die im Frieden und – soweit der wütende, darum wildgewordene Klassenfeind es vermag – mit Kultur zu führen sind. Und – so wollen es die historische Entwicklung und unser Leistungsvermögen – von uns gewonnen werden.

*Kant bei Kant (3)*

# ABSTECHER

Doch bevor es zum Haus des
Großen Zauberers auf dem litauischen
Teil der Nehrung geht, entdecken
Uwe Kant und Detlev Steinberg
„Kaliningrad am Meer“, die Industrie- und
Hafenstadt einschließlich ihrer
Kurorte Swetlogorsk und Selenogradsk,
zu denen diese Straße führt.

# NACH NIDA



**Empfängt in saloppem Zivil: der Kapitän der Wolga-Balt.**

## Kaliningrad am Meer

„§ 1. Diese sehr grosse Haupt- und ehemahlige Hansee-Stadt des Brandenburgischen Preußen, liegt im Samlande an dem Einflusse des Pregels in den Frischen Haf, 24 Meilen von Dantzig.

§ 2. Es besteht solche aus drey Theilen, der Alt-Stadt, Löbenicht und Kneiphof…

§ 12. Zur Handlung der Stadt ist der sogenannte Kneiphof sehr bequem, als welcher gleichsam in einer Insel liegt, welche der Fluß Pregel machet…"

Beneidenswerter Hofrat Schramm, der in seinem Touristenbuch „Neues Europäisches Historisches Reise-Lexicon" (Leipzig 1744) die Gegenstände in so bündige Paragraphen kleiden kann und dabei noch Gelegenheit nimmt zu der Mitteilung, in der Schloßbibliothek sei außer Büchern auch jenes Messer zu sehen, welches einem unfreiwilligen oder jedenfalls ungeschickten Messerschlucker namens Grünheide „durch einen Seiten-Schnitt An. 1635 glücklich wieder aus dem Leibe genommen worden."

Von Immanuel Kant kann er allerdings noch nicht wissen, denn der ist seinerzeit (1744) erst noch Student der Mathematik, Physik und Philosophie, drei Jahre später erst tritt er mit seiner Erstlingsschrift „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" hervor, und gar bis 1770 arbeitet er zunächst als Hauslehrer, dann als Privatdozent, Rufe an die Universitäten Erlangen und Jena ausschlagend, ehe ihn die heimatliche Alma mater zum Ordentlichen Professor ernennt.

Also nichts von Kant bei Schramm, dafür mehrfach vom Pregel, den wir in einem vorangegangenen Beitrag fälschlich d i e Pregel nannten, was man für eine ungewollte Vermischung der unzweifelhaft weiblichen russischen Bezeichnung Pregolja mit der deutschen Benennung nehmen möge. Der F l u ß („oberhalb der Stadt können Sie drin baden, unterhalb raten wir nicht dazu", sagt man an der Universität) hat die alte Stadt gewiß deutlicher und konkreter, praktischer gegliedert und geprägt, als er es heute mit der weitläufigeren und höher bebauten Kommune der Gegenwart, in der er gelegentlich aus den Augen, aus dem Sinn gerät, zu tun vermag. Seine Verwendungszwecke mögen sich gewandelt haben wie auch die Proportionen; seine wahre Bedeutung, Richtung, Tendenz, Bestimmung, der Geist sind geblieben. Sagen wir, meerwärts gewandt. Von Osten kommt der Fluß zwiefach als Alter und Neuer Pregel in die Stadt hinein, umarmt das historische Stück Gründungsland, den einstigen Kneiphof, der heute den vorläufigen und derzeit zutreffenden Namen „Park der Skulpturen" trägt, strebt danach in vereinigter Stärke ins Kaliningrader Haff und erreicht an der Enge von Baltijsk die Ostsee, die hier also ein westwärts gelegenes Gewässer ist, so daß es nun wirklich Zeit wird, sie Baltisches Meer zu nennen.

Wer dem Fluß ein bißchen zusieht, spürt seinen Zug, möchte ihm folgen, sein persönliches Kaliningrad am Meer zu verwirklichen. Aber wenigstens die Kneiphofinsel (seit dem Krieg wieder mehr Insel als Jahrhunderte zuvor, denn von fünf Landverbindungen blieben nur zwei) und der Hafen sind natürliche und notwendige Stationen davor.

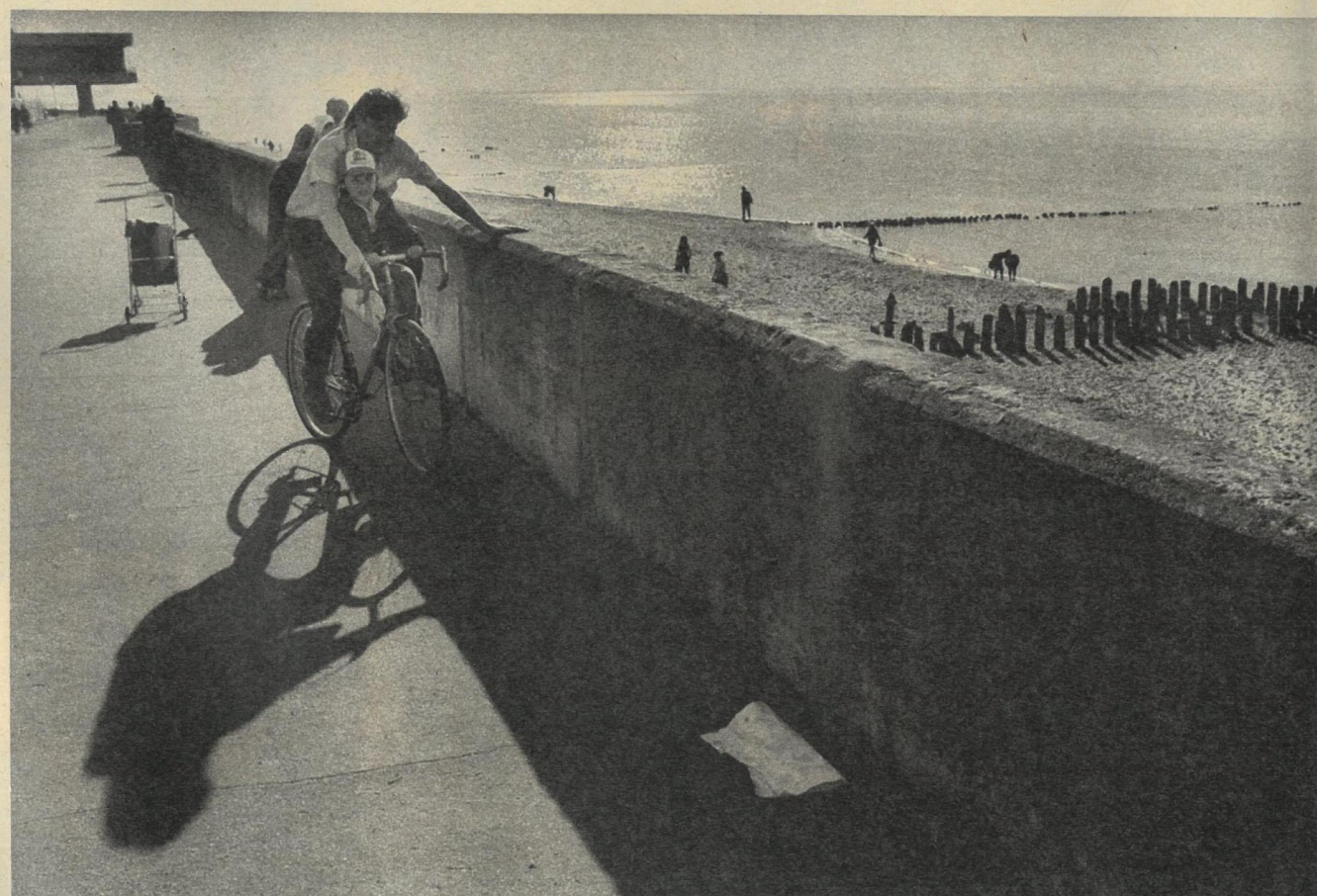
## Kneiphof – Park der Skulpturen

Unser Terminplan geriet ein bißchen zwischen die Termine des Diskussions-Klubs „Geschichte – Umwelt – Kultur", einer Einrichtung der Kaliningrader Abteilung des Sowjetischen Kulturfonds. Am Tag vor unserer Ankunft hatte der Klub zu öffentlicher Diskussion (Billetts im Kant-Museum) des Themas „Die Universität seit der Zeit Herzog Albrechts bis in unsere Tage als kulturelles Zentrum der Stadt" geladen. Am Tag nach unserer Abreise aber veranstaltete er ein Klubgespräch, das vorher schon Stadtgespräch ist: Über die zukünftige Gestaltung und Nutzung jenes historischen und zentralen Terrains, das der Pregel in seinen Armen hält.

Der gegenwärtige Zustand, durchaus ehrenwerter Kompromiß von Wunsch und Wirklichkeit, genauer: von Absichten und materiellen Mitteln, befriedigt niemanden mehr so richtig. Der Schutt der Ruinen des einst dichtbebauten Quartiers ist abgefahren, die Fläche planiert, Rasen, Rabatten, Pfade, Gebüsch, Gehölz, dazwischen Skulpturen, teils neu geschaffen, vor allem aber im Stadtgebiet aufgefunden, gerettet, restauriert: Walther von der Vogelweide (1930) mit Instrument, in warmem Mantel, Bein übers Bein geschlagen, wie es in einem seiner Lieder angegeben ist; Peter der Erste, der Zimmermann-Zar, mit Schiffsruder; auf kantigem Stein das Relief des streitbaren Geistlichen Julius Rupp (1809–1884), des Großvaters von Käthe Kollwitz, der sich mit der Amtskirche so überworfen hatte, daß er wegen Amtsmißbrauch ins Gefängnis mußte – kein Wunder bei Maximen wie der folgenden (vom Stein abgeschriebenen): „Wer nach der Wahrheit, die er bekennt, nicht lebt, ist der gefährlichste Feind der Wahrheit selbst."

Rasen, Rabatten, Pfade, Gebüsch, Gehölz – und das einzige Bauwerk, das blieb, noch mächtig im todkranken Zustand, der gewaltige Torso des Doms von 1332 (Baubeginn), die Grundmauern, die seltsam breite, von zahlreichen Bögen durchbrochene Vorderfront, der vieleckige Turmstumpf. Und an der Rückseite des Doms, im Grunde wohl kein sehr glücklicher architektonischer Einfall, aber nun schon wieder historisch und gültig, endgültig, ein Anbau, quadratische Säulen, Tempeldach, schmiedeeiserne Gitter, steinerner Sarkophag – die Grabstätte, das Mausoleum von Immanuel Kant, 1924 anläßlich der zweihundertsten Wiederkehr seines Geburtstags eingeweiht. Kein ganz selbstverständlicher Platz; zog sich zu Lebzeiten Kant, der die Religion mehr als eine Schmuckform der Moral betrachtete, doch ein Schreibverbot seitens des Ministeriums zu. Fehlt, fällt einem ein, ein denkbares Haupt-Stück unter allen Kaliningrader Skulpturen, nämlich das von Christian Daniel Rauch geschaffene Kant-Standbild, welches dieser und jener 1945 noch gesehen haben will und nach dem mit nicht geringerer Leidenschaft und Hoffnung gefahndet wird als nach dem berühmten Bernsteinzimmer.

Ob aber Olga Fedossowna Krupina, deren wir immer wieder mit schlechtem Gewissen gedenken, weil wir keine Möglichkeit finden, ihr Museum gebührend abzuschildern, mit Parkaufstellung einverstanden wäre? Es gibt in der Diskussion über die Zukunft der Insel zwei grundsätzliche Linien – und deren Abstufungen: angemessene Wiederbebauung samt möglichst weitgehender Wiederherstellung des Doms oder konsequente, sorgfältige Ausgestaltung als Skulpturen-Park bei kunstgerechter Erhaltung der Domruine als Mahnmal des Krieges, als Monumentalskulptur wider den Krieg. Ohne auswärtige künstlerische und finanzielle Hilfe seien beide Richtungen mehr oder weniger aussichtslos, hörten wir in dem Gespräch mit Bürger-



Schiffe bis zu 20 000 t nimmt der Hafen auf, der gern angelaufen wird, weil er „schnell" ist.

# Abstecher nach Nida

Wasserturm von Swetlogorsk an der Steilküste und Strand und Promenade von Selenogradsk (linkes Foto). Während ersteres mehr den Kuren vorbehalten ist, wird letzteres auch alltäglich sehr gern von der Bevölkerung aufgesucht.

Heidnisches auf dem Friedhof nahe Nida, dem litauischen Teil der Kurischen Nehrung.

**Unser Geld wird gezählt und sortiert, die Industrievereinigung „System".**

# Abstecher nach Nida

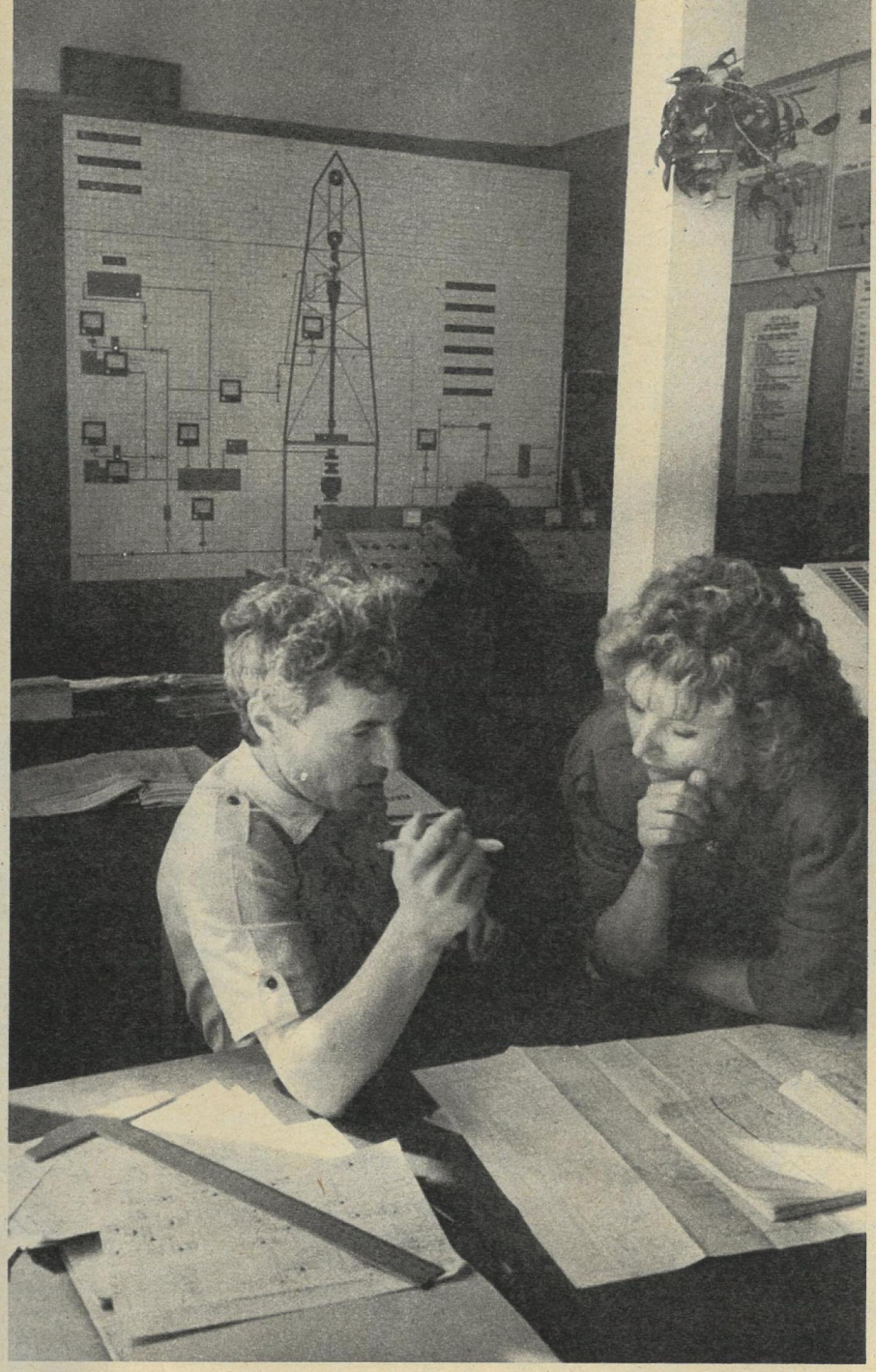
meister Nikolai Chromenko, dem wir zahlreiche, hier nicht eigens mit Quellenangaben versehene Informationen verdanken, und seinen Mitarbeitern. Der Stadtarchitekt hatte bei jener Gelegenheit noch eine modifizierte Park-Variante genannt, die durchaus ihre Berechtigung hat, denkt man daran, daß die mittelalterliche und frühere Bebauung schon im vorigen Jahrhundert praktisch verschwunden war; und zwar ist an eine archäologische Ausgrabung der frühesten Besiedlungsreste, ihre Konservierung und Darstellung zu einem Open-Air-Museum gedacht, ergänzt von einer neuen dichten Bebauung ringsherum um die Insel. Einen kleinen Geschmack von den enormen finanziellen und materiellen Problemen erhält man, wenn man hört und sieht und empfindet, wie die Stadtväter und -mütter für ihre verschiedenen Vorhaben auf den Produktionsanlauf einer aus Italien importierten automatischen Linie zur Herstellung klassischer Dachziegel hoffen, ohne die man natürlich keine traditionellen Dächer bauen kann. Ach, sagte der Bürgermeister, das sei allerdings nur eine seiner Sorgen, ob vielleicht eine vollständige Aufstellung gewünscht sei, betr. Ordnung und Sauberkeit, Zustand von Fahrbahnen und Gehwegen, Bereitstellung von Wohnraum, Freizeitangebot für die Jugend, Verlagerung umweltbedenklicher Industriebetriebe... Das Problembewußtsein ist sehr geschärft in der Stadt, wir hatten es schon im Gespräch mit E. P. Tipikin, dem selbstbewußten und energiegeladenen Chefredakteur der „Kaliningrader Prawda" (erstmals erschienen am 9. 12. 1946, jetzt 52 Mitarbeiter, 175 000 verkaufte Auflage, 20 000 Leserbriefe jährlich) vernommen, der vom Zusammenhang der neuen Offenheit mit neuer Verantwortlichkeit sprach, und der „Gott sei es gedankt" ausrief, als wir ihm eine Nachricht zuspielten, von der er ausnahmsweise noch nicht gewußt hatte. „Auf der Welle der Veränderungen reiten manche, tauchen natürlich verschiedene Leute auf, nehmen Sie nur diesen Knz.", sagte der Chefredakteur, als wir ihm ins Wort fielen mit der Mitteilung, dieser Knz. werde den folgenden Tag schon in die Bundesrepublik Deutschland ausreisen, wie wir es jedenfalls von ihm selbst vernommen hatten, während eines wirren und verwirrenden Auftritts, in dem er auch erklärt hatte, man habe ihn, nur weil er Deutscher sei und sich dazu bekenne, jahrelang in Lagern gehalten.

„Gott sei es gedankt", rief der Chefredakteur und fügte skeptisch hinzu: „Hoffentlich stimmt es dieses Mal." Die „Kaliningrader Prawda" hatte Knz.s Geschichte gebracht, war bei Nachrecherchen aber immer nur auf gewöhnliche Kriminalität gestoßen. Von solchen Unfällen dürfe sich die Presse, deren Arbeit nun schwieriger geworden sei, aber nicht beirren lassen in ihrem öffentlichen Auftrag, sagte Tipikin und wandte sich wieder den Problemen der Stadt zu, wobei die Stadtverwaltung nicht in jedem Fall gut wegkam.

Nein, sagten wir zum Bürgermeister, keine vollständige Aufstellung, höchstens noch die Frage: was halten Sie denn von der Zeitung, wie halten Sie es mit der Presse? Lachte der Vielbeladene, etwas sarkastisch, und sprach mit ironischer Begeisterung: Oh, sie lehrt uns das Leben, lehrt uns die Arbeit!! Nein, nein, wir lesen sie natürlich, nehmen sie ernst. Jeder muß seins machen, wissen Sie. Und wir dachten nachher bei uns: vielleicht ist es wirklich nicht nötig, daß Chefredakteure und Bürgermeister immer ein Herz und eine Seele sind.

## Hafen mit Kapitän

Vor der Insel sehen wir auf dem Pregel nur ein ziemlich unschmukkes, mit Wellplatten zusätzlich verunziertes Restaurant-Schiff liegen; bald darauf aber wird er zum Schwerarbeiter: Seehafen Kaliningrad. 2200 Beschäftigte, 3000 Meter Kaianlagen, 4,5 Millionen t Jahresumschlag, Import/Export, Nahrungsmittel, Industriewaren, Holz, Südfrüchte, westlichster Hafen des Landes mit den kürzesten Verbindungen „nach Europa" (Hafendirektor), 40 km oder 3 bis 4 Stunden Lotsen-Fahrt bis zum offenen Meer, renommierter Betrieb ohne Ar-



**Mit der DDR „leider noch keine Verbindung“: Der Betrieb für die Entwicklung und Konstruktion von Gasverdichterstationen.**

beitskräftefluktuation („wir nehmen hier auch nicht jeden“), gern angelaufen, weil „schneller Hafen“, gehört gegenwärtig noch der Vereinigung „Balt Schiffahrt“ in Leningrad an, strebt aber nach Selbständigkeit, um die erwirtschafteten Gewinne selbst nutzen zu können, geplant ein moderner Container-Terminal, gute soziale Einrichtungen, darunter ein Erholungsheim und der Kulturpalast im Gebäude der ehemaligen Börse.

Schiffe bis zur Größe von 20 000 t können den Hafen anlaufen. Eines heißt „Wolga-Balt“ und ist gerade von Kuba zurück. Der Kapitän freut sich sichtlich, Leute zu sehen, die er noch nicht gesehen hat. Gerade deshalb empfängt er uns mit Vorwürfen, weil wir zu spät kommen. Wobei er feine Unterschiede macht. „Ihr“, sagt er, „seid unschuldig, das ist klar, die Deutschen sind immer pünktlich, das ist bekannt. Aber wir, wir Verfluchten, können nicht pünktlich sein!“ Und er guckt den armen X. von der Gebietsleitung an, der nun gerade wirklich nichts dafür kann, daß wir uns vorher so lange beim Hafendirektor aufgehalten haben. „Na ja“, sagt der Kapitän, der in saloppem Zivil empfängt, „setzt euch, setzt euch! Trinkt ihr vielleicht etwas polnisches Bier, wie? Na klar, die Deutschen trinken Bier, das ist bekannt, lieber deutsches, nicht wahr? Aber wir hier verfügen über polnisches, so ist die Lage. Setzt euch bloß hin, der Tisch ist ja lang genug. Seht ihr, was für einen langen Tisch ich hier habe? Das Schiff haben eure gebaut, alles was recht ist. Wir haben ja polnische, finnische, sowjetische und DDR-Schiffe. Eure belegen den zweiten Platz. Die Finnen, na ja, die haben ja nix anderes zu tun. Eure jedenfalls – nicht schlecht, haben an den Menschen gedacht. Fahren ja auch Menschen mit, nicht bloß Kisten. Aber der Tisch war zu kurz, weil, meine kubanischen Freunde haben eine Eigenart. Sagen sie, sie kommen zu viert, kommen sie zu zwölft, wunderbare Leute. Hier, seht ihr, hab' ich ein paar Fotos, keine Kunstwerke, aber...“ Und schon hatten wir ein paar Fotos in der Hand, auf der man eine Menge vergnügter Menschen am eigens verlängerten Tisch versammelt sieht. Einer kommt einem gleich bekannt vor, das ist doch... „Seht ihr ihn“, fragt der Kapitän, „seht ihr ihn da auf der Ecke, na klar, ihr erkennt ihn, ihr DDR-Leute seid Sportkenner, das ist mein Freund Teofilo!“ Tatsächlich, es ist Teofilo Stevenson, der Champion, über den wir nun noch mancherlei Anekdotisches erfahren. Der Kapitän hat Ähnlichkeit mit Peter dem Ersten, wie man ihn von Bildern kennt. Komisch, meint er, hat schon mal jemand zu mir gesagt. Und er lächelt bescheiden, und wir trinken polnisches Bier, das immerhin schön kalt ist. Aber endlich müssen wir fort, was den Kapitän nun wieder in einen nahezu admiralsmäßigen Zorn versetzt (X. nennt er einen „Volksfeind“, wie der später ungekränkt, eher erbaut von einem so energischen Landsmann, mitteilt), was er aber einsieht, als er erfährt, daß wir wenigstens zu einem kurzen Grußwort noch zur Gründungsversammlung der Kaliningrader Sektion der Freundschaftsgesellschaft UdSSR/DDR eilen müssen (wo wir etliche bekannte Gesichter aus der Universität wiedersehen werden). Die „Wolga-Balt“ hat Zitrusfrüchte aus Kuba gebracht. Das Nachbarschiff löscht gerade Sackzucker aus Holland und Rindfleisch aus Frankreich. Oder war das umgekehrt?

Der Hafen ist nicht Kaliningrads einziger Betrieb. Eine Stadt von beinahe 450 000 Einwohnern (damit im Lande freilich nur irgendwo zwischen dem 50. und 60. Platz liegend) wird in unserem Zeitalter auch immer eine Industriestadt sein. „Wir können in unserem Betrieb auch ein Flugzeug bauen, aber natürlich ist das nicht unsere Aufgabe“, sagt G. A. Morosow, Direktor des „Kaliningrader Experimentalwerks“, ein drahtiger Mann von sechzig Jahren, der die ganz oben gelegene Chefetage mit imponierendem Schwung erklimmt. Nebenberuflich ist er Präsident des regionalen Tennisverbandes. Sein Betrieb hat eine eigene Schweinezucht, sein Betrieb ist dabei, eine kleine Kirche im Seebad Swetlogorsk (ehemals Rauschen) zu restaurieren („damit wir Orgelmusik hören können“), sein Betrieb stellt dienstleistungsweise private Pkw auf Gasbetrieb um, fertigt in der Konsumgüterproduktion Knoblauchpressen mit integriertem Kirschentkerner sowie Marienkäfer, die richtig mit den Beinen zappeln, wenn einer sie gehörig hinter sich herzieht – aber die eigentliche Aufgabe der 2500 Beschäftigten (2000 in der Produktion, 500 in der Entwicklungsabteilung) besteht in der Konstruktion und im Bau von Gasverdichterstationen höchsten Automatisierungsgrades für Ferngasleitungen. Lebenswichtige Erzeugnisse, die bei Versagen zur tödlichen Gefahr werden können. Der Betrieb hat auch eine Simulationsanlage eingerichtet, an der Gas-Leute aus dem ganzen Land den Umgang mit Havariefällen trainie-

**Und das muß sein: ein eigener Schnappschuß von Thomas Manns Sommerhaus in Nida.**

ren können. Nach Polen hat das Werk gute Beziehungen, aber „die DDR ist ja weiter weg als Amerika“. Dies kann der Generaldirektor der Industrievereinigung (Kombinat würden wir vermutlich sagen) „System“, E. G. Kusnezow, nun wirklich nicht sagen, denn seine Leute treffen wir gerade dabei, wie sie unser Geld zählen. Und sortieren. „System“ hatte 1954 in halbzerstörten Gebäuden mit der Produktion von einfachen Einrichtungen für den Handel begonnen (Vitrinen, Leitern, Regale, Waagen), fertigt jetzt Ausrüstungen für Großküchen und Kantinen, liefert seine elektromechanischen Schneidegeräte (für Wurst und Käse) auch in die DDR und hat das Monopol für Geldzähl- und Sortiermaschinen im gesamten RGW. Kurz vor uns ist der Vizepräsident der Staatsbank der DDR dort gewesen – der kann sie auch besser gebrauchen als wir – und hat für die nächsten Jahre 300 Stück der Automaten bestellt, falls dies kein Staatsbankgeheimnis ist. Auch dieser Betrieb ist bestrebt, soziale Härten und Schwierigkeiten wenigstens für die eigenen 3000 Beschäftigten abzufangen, abzumildern. Die eigene Bauabteilung baut jährlich etwa 25 Wohnungen, wobei derzeit 420 Namen auf der Wohnungsantragsliste stehen. Der Gesundheitsvorsorge dient ein Prophylaktorium gleich im Hause mit allerhand Rüttel- und Schüttel-, Schall- und Schlamm-, Wasser- und Wärmeeinrichtungen, samt Kräutertherapie und Sauerstoffcocktail. Und auf der Nehrung unterhält der Betrieb ein im Sommer und im Winter nutzbares Heim. Auf der Nehrung! Da fahren wir morgen auch hin.

## Nehrung, Land aus der Hand der Liebenden

Was für eine Hand denn? Eine Nehrung ist ein „Strandwall, der, durch Sandtransport in der Küstenströmung genährt, dort entsteht, wo die Küstenströmung verlangsamt wird“ (Meyers Neues Lexikon, 1974). So wird es dann wohl auch stimmen; zu Hause, am Schreibtisch, sieht man es gleich ein, Transport ja, gewiß. Wer dort durch den Wald geht, den Wind durch die Kiefern rauschen hört, das überall nahe Meer zu spüren, zu riechen, zu schmecken meint,

# Abstecher nach Nida

wer zum ersten Mal die ungeheure, unglaubliche, wunderbare große Wanderdüne erblickt, hineinschreitet in dieses Triptychon, gebildet aus gelbem Sand, grünlichem Meer und weißblauem Himmel, dem leuchtet aber mehr die Geschichte von Neringa, dem Riesenmädchen, ein, das in einer einzigen Nacht den Wall dort hinstreute, den Geliebten vor Wassersnot zu retten. Was für Transport denn? Land aus der Hand der Liebenden. Einmal im Wald ein versunkener Friedhof, die Allee aus den anderen Bäumen gerade noch erkennbar. Und zwei erhaltene Gräber, die gepflegt werden: Johann Thienemann, der die schlichte und grandiose Idee hatte (gerade meldet die Tageszeitung andere Urheber, aber solche Ideen hat vielleicht keiner ganz allein), die Vögel zu beringen und seit 1901 Leiter der weltbekannten Vogelwarte Rositten war. Und Franz Epha, den kein Nachschlagewerk kennt (je gekannt hat?), dafür aber die einheimischen Forstleute, die ihn zu den ihren zählen, denn sein Lebtag hat er sich mit der Befestigung des Sandes durch Bepflanzung befaßt, daß das wundersame Land erhalten bleibe. Auf dem amtlichen und ordentlichen Friedhof von Nida, dem Hauptort des litauischen Teils der Nehrung, Epitaphe mit Namen von mancherlei Nationalität. Und eine Sammlung hölzerner Grabmäler in vorchristlichen Formen, das eine und andere schon ein Kompromiß, auf halbem Wege zum Kreuz. Endlich das Haus. Das Sommerhaus des Großen Zauberers. Thomas Manns Haus (FREIE WELT hat 1983 ausführlich darüber berichtet). Dem Beschreiber stokken nun die Worte. Vom Friedhof ein bißchen hügelan, murmelt er verlegen, blau und weiß und schwarz, Holz und Glas, aber nicht Kalifornien, bloß Nehrung, Nida, die Kiefern, unten das Meer und oben der Himmel... Und verstummt nun ganz und gar, denn e r , der a l l e s sichtbar machen konnte, was er mit Sprache berührte, e r könnte einem ja von irgendwoher zugucken und sich eins lachen, da trifft es sich gut, daß der Platz für unseren mühsameren Bericht gerade noch für einen nüchternen Nachsatz reicht: Nur drei Sommer konnte Thomas Mann hier im Gebirge seines Joseph-Romans arbeiten, im dritten (1932) schrieb er einen Zeitungsartikel gegen faschistische Exzesse im nahe gelegenen Königsberg – und kehrte später nie wieder nach Nida zurück.

*(Wir danken der Zeitschrift „Ogonjok“ für ihre Unterstützung.)*

---

**„... bloß Nehrung, Nida, die Kiefern, unten das Meer und oben der Himmel...“**

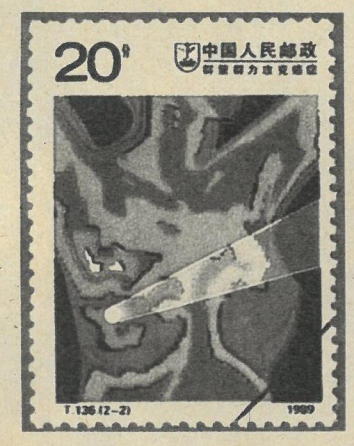
## ● Wörtlich

**Die Ärztebewegung hätte sich nicht erfolgreich entwickeln können, wäre ihr Programm lediglich auf Aufklärung begrenzt gewesen… Der Erfolg von IPPNW (Vereinigung „Internationale Ärzte für die Verhütung eines Nuklearkrieges" d. Red.) ist in nicht geringem Maße auf die Tatsache zurückzuführen, daß direkt und leidenschaftlich die Frage der außerordentlichen Unmoral aufgegriffen wurde, die mit Anhäufung von Mitteln des Völkermords einhergeht.**

***Dr. med. Bernhard Lown, Kovorsitzender der IPPNW (USA)***

## ● Kurz berichtet

**In Simferopol, Hauptstadt des Krimgebietes, erscheint jetzt eine Wochenschrift in der Sprache der Krimtataren. Sie soll helfen, den Mangel an Informationen über Geschichte und Kultur dieses Volkes zu überwinden. Außerdem wird sie den Unterricht unterstützen, der fakultativ in 75 Gruppen und 12 Klassen der Schulen des Gebiets gehalten wird.**




**„Mit vereinter Kraft und Weisheit zum Kampf gegen den Krebs" ist der Titel einer Zweiersatz-Sondermarke, die das chinesische Post- und Fernmeldeministerium herausgegeben hat. Graphisch gestaltet wurden Krebsverhütung und Behandlung sowie thermographische Diagnose (Abbildung).**

**Statistischen Angaben zufolge, wächst in der ČSSR die Zahl der Ehescheidungen. Von 100 registrierten Paaren trennen sich 32. Als Hauptursache für den Zerfall der Familien werden in erster Linie vorschnelle Bindung, Charakterunterschiede und Treuebruch genannt.**

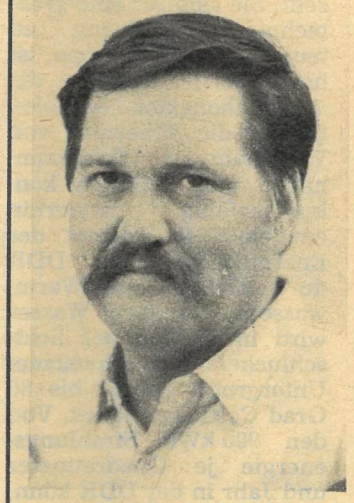
**Kubas gewaltigster Baum, eine hundertjährige Zeder, mußte gefällt werden. Der 30-Meter-Riese war vor längerer Zeit abgestorben.**

# Igor und Anett plus Herder

**Junge Leute aus dem Kreis Lübben bei sowjetischen Militärfliegern**

Der Posten am Schlagbaum salutierte, als die 18 Mädchen und Jungen an ihm vorbeifuhren. Man weiß hier von diesem Besuch, auch wenn die Gesichter, die sich an die Busfenster drängen, andere sind als beim letzten Mal. Wer ob seiner ausgezeichneten Russischkenntnisse mit Erfolg für die Herder-Medaille vorgeschlagen wird, erhält sie hier. Eine noch junge Tradition, die der Kreisvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft Lübben begründete. Es geht nicht nur darum, daß sich an diesem Tag Wissen in der Praxis bewährt, es sollen erlebnisreiche Stunden der Freundschaft sein. Und so sah es auch Igor, Oberleutnant, Pilot und Vorsitzender der Grundorganisation der sowjetischen Freundschaftsgesellschaft seiner Garnison – einer der wohlvorbereiteten Gastgeber. Per Bus und per pedes ging es kreuz und quer durch die Welt der Jagdflieger. Zum Beispiel zum garnisonseigenen Fernsehzentrum, das über Kabel Programme aus Adlershof, das sowjetische Fernsehen, Videosendungen und eigene Produktionen in die Soldatenunterkünfte und Wohnungen bringt. Höhepunkt war natürlich die Militärtechnik. Und nach einem Besichtigungs-Bummel durch die Werkstätten standen sie dann vor einem dieser Schwenkflügler. Zahlen. Funktionserklärungen und schließlich das Cockpit selbst. Ja, man durfte in das „Allerheiligste" hineinklettern. (Foto: Igor selbst erklärt seine 1600 km/h schnelle Maschine, im Hintergrund Anett). Anfangs schonten sie ihre Russischkenntnisse, ließen lieber Christine Baumann dolmetschen, die stellvertretende DSF-Kreissekretärin. Doch die herzliche Atmosphäre taute auch die anfangs Schüchternen auf. Ich fragte Anett, Schülerin der Heinrich-Rau-Oberschule Gröditsch, warum sie mit soviel Engagement Russisch lernt. Als künftige Lehrerin für dieses Fach vielleicht? „Das ist nicht der Grund. Ich will Lehrer für Mathe und Chemie werden. Ich finde es wichtig, daß man sich mit den sowjetischen Menschen auch sprachlich verständigen kann. Auf Reisen zum Beispiel. Man versteht vieles besser." Und dann nahm sie wie die anderen Siebzehn auch, ein bißchen verlegen, und doch froh und stolz Urkunde und Buchgeschenk entgegen, die erste bedeutsame Auszeichnung in ihrem jungen Leben. Erfuhr dabei im „Zimmer des Ruhms", daß diejenigen, die ihr die Auszeichnung überreichten, Angehörige eines Regiments sind, das 1941 gegründet wurde und einen schweren, opfervollen Kampfesweg zurückgelegt hat. Der Tag klang zünftig mit einer Soldatendisco aus, zu der auch ein heiterer, zweisprachiger Wissenswettbewerb gehörte. Was die Achtzehn mit nach Hause nahmen, waren neben vielen neuen Eindrükken die Wünsche von Major Alexander: Sie mögen weiter gut lernen, sich einsetzen für ihr Land und für die weitere enge Freundschaft unserer beiden Völker.

*Erhard Römer (Text)*
*Detlef Christel (Fotos)*



## Sonnentage zweisprachig

Auskünfte für FREIE WELT gab Waclaw Martyniuk, Stellvertretender Vorsitzender der Gesamtpolnischen Verständigungsgewerkschaften (OPZZ).

*Sie sind in den Urlaub gefahren, ohne selbst Urlauber zu sein?*

Genauso ist es. Ich war hier in der DDR bei meinen polnischen Landsleuten, die durch den Urlauberaustausch die Sonnentage in Ihren Betriebsferienheimen genießen. Und ich besuchte Betriebsferienlager, in denen sich die Kinder erholen. Dieser Austausch gehört mit zu meinen gewerkschaftlichen Aufgaben.

*Und wie war der erste Eindruck?*

Daß in unseren Betrieben Urlaubsreisen in die DDR sehr begehrt sind, wußte ich natürlich schon vorher. Und nun habe ich mit eigenen Augen gesehen, warum das so ist. Ich meine damit nicht nur die materielle Seite der Betreuung. Herzlichkeit und Wärme, die so wichtig sind, gehören dazu. Das habe ich in Betriebsferienlagern wie -heimen gleichermaßen erlebt.

*Und sicher haben polnische Urlauber, Kinder wie Erwachsene, davon berichtet?*

Natürlich. Im Ferienobjekt der Berliner Verkehrsbetriebe an der Spree zum Beispiel erzählte mir Jan Chabros, Mechaniker aus Warschau, davon. Er war auch das erste Mal in der DDR. Aber wissen Sie, ich verlasse mich in solchen Dingen vor allem auf die Meinung der Kinder. Und wenn mir überall alle, mit denen ich mich unterhielt, sagten, sie möchten doch so gern länger bleiben, dann hat das für mich ein besonderes Gewicht.

*In dieser Zeit erholen sich DDR-Urlauber und -Schüler in den schönsten Gegenden Ihres Landes. Ob an eine beiderseitige Fortsetzung gedacht ist, brauche ich wohl nicht zu fragen?*

Doch, denn dann kann ich noch einmal sagen, daß es so sein wird und daß wir hier im Bundesvorstand des FDGB, dessen Gast unsere Delegation war, über neue Ideen gesprochen haben, uns Gedanken machten über noch größere Kapazitäten, besonders beim Kinderaustausch.

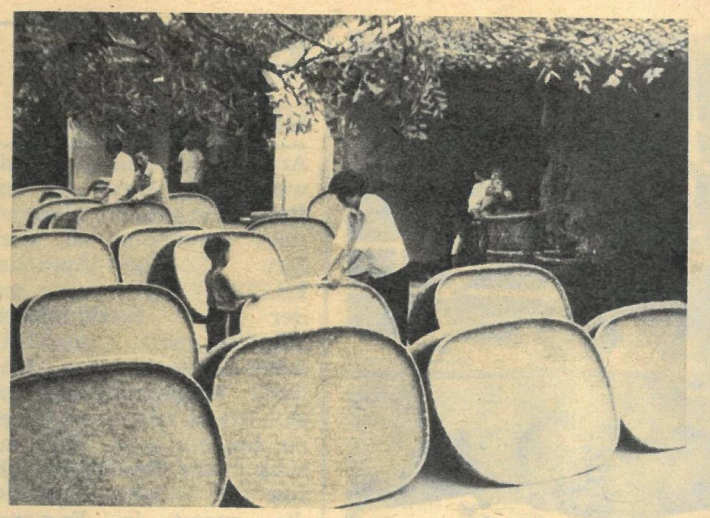
*Was ist eigentlich für Sie das Wichtigste an diesem schon Jahre währenden Austausch?*

Freundschaft zu halten setzt gegenseitiges Kennenlernen voraus. Und ich glaube, daß dieser Austausch die Freundschaft unserer beiden Völker festigt. Denn Völker – das sind die Menschen. Ein solcher Urlaub ergänzt wirkungsvoll die Zusammenarbeit, die es ja zwischen vielen Betrieben unserer Länder oder durch den gegenseitigen Einsatz von Spezialisten gibt. Und das seit vielen Jahren. So hat zum Beispiel das Gaskombinat Schwarze Pumpe – übrigens war ich auch in seinem Betriebsferienlager und -ferienheim am Knappensee – seit Jahren enge Beziehungen zu Lumew in Jelena Gora. Die Berliner Verkehrsbetriebe, so erfuhr ich, haben seit fünf Jahren feste Verbindungen mit dem Warschauer Betrieb. Und jährlich verbringen rund 150 polnische Betriebsangehörige in Berlin ihren Urlaub, machen von hier aus ihre Ausflüge. Die Berliner sind in dieser Zeit u. a. an der Masurischen Seenplatte oder an der polnischen Ostseeküste.

*Diese Verbundenheit, die viele Beispiele hat – unter welchem Aspekt würden Sie sie sehen?*

Zuerst möchte ich sagen, daß alles, was wir miteinander tun, für mich so etwas wie eine Infrastruktur des Friedens ist. Und ich sehe das im Kontext zur Geschichte und vor allem auch zur aktuellen politischen Situation. Eins bedingt das andere. Es gibt Leute in der Bundesrepublik, in der CDU und der CSU, die Unfrieden stiften wollen zwischen unseren beiden Ländern, die auf die Revision vor allem unserer, aber auch der sowjetischen Grenzen aus sind. Die DDR, weiß ich, hat dazu einen ganz klaren Standpunkt. All diese Dinge sehe ich nicht nur im Licht der aktuellen Tagespolitik. Was wir hier gesehen und verabredet haben, ist, so mögen manche meinen, eine kleine Sache. Aber in der kleinen steckt eine große.

*Interview: Ina Stritzke*



## Zucht-Zentrum

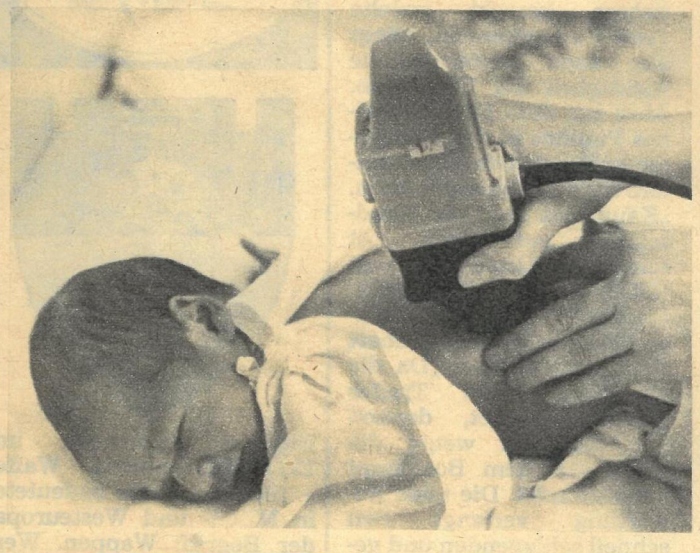
Diese korbgeflochtenen Tabletts müssen an der Luft trocknen. Sie sind für die Zucht von Sommer- und Herbstseidenraupen bestimmt. Hier in der Chang-Jieng-Ebene an der ostchinesischen Küste ist eines der wichtigsten Zentren des größten Seidenlieferanten der Welt. 90 Prozent der Rohseide und 40 Prozent bei Seidengewebe kommen aus der VR China. Rund 9000 Tonnen Naturseide werden jährlich exportiert.

## Klinik-Kinder

Bevor die Neugeborenen die Klinik von Nové Zámky in der Westslowakei verlassen, tritt bei der letzten Untersuchung der Bildschirm plus Ultraschall in Aktion. Dadurch bedarf es jetzt keiner schmerzhaften Prozedur mehr, um erblich bedingte Defekte aufzufinden und dann eine rechtzeitige Therapie festzulegen.

## Tele-Technik

Mit dem Innenleben von Fernsehgeräten beschäftigen sich immer mehr koreanische Mädchen. Hier nutzen sie eines von 30 Freizeitangeboten, die es an der Mittelschule in Rionbuk, einem Stadtteil von Phjòngjang, gibt. 900 junge Damen zwischen 10 und 16 Jahren besuchen diese Bildungseinrichtung.

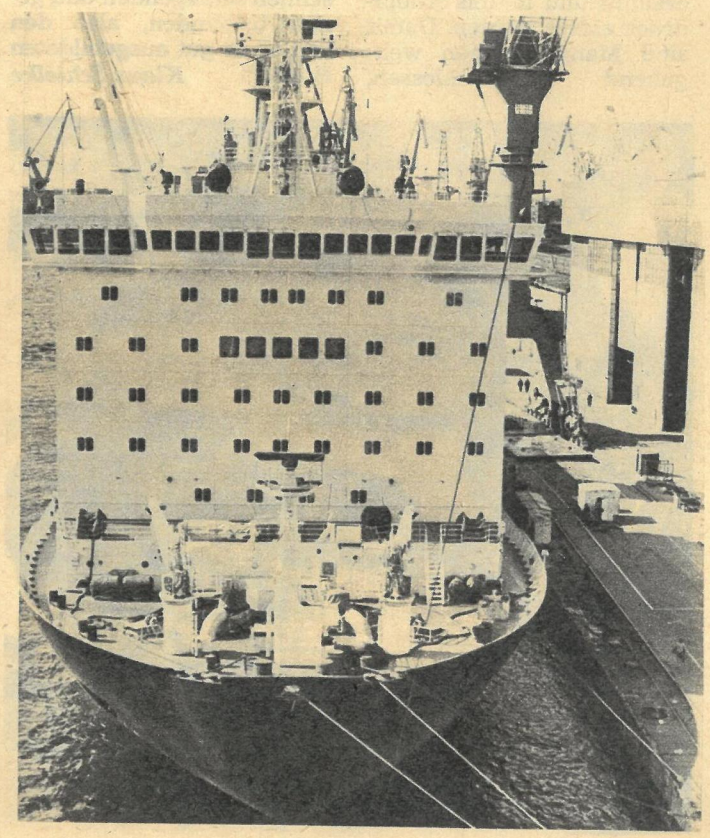


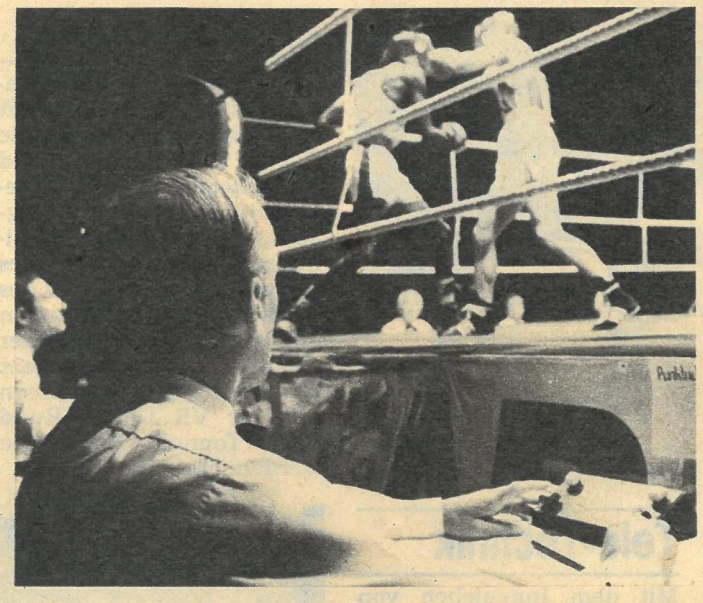
## Bahn-Brecher

„Taimyr" ist der jetzt auf Jungfernfahrt gegangene fünfte sowjetische Atomeisbrecher. Ausgerüstet mit einer 50 000 PS starken Kraftanlage, kann er in zwei Meter dickes Arktis-Eis Fahrrinnen brechen. Er ist mit modernster Navigations- und Bordelektronik sowie umfangreichen Versorgungseinrichtungen ausgestattet.

## Blumen-Bonbon

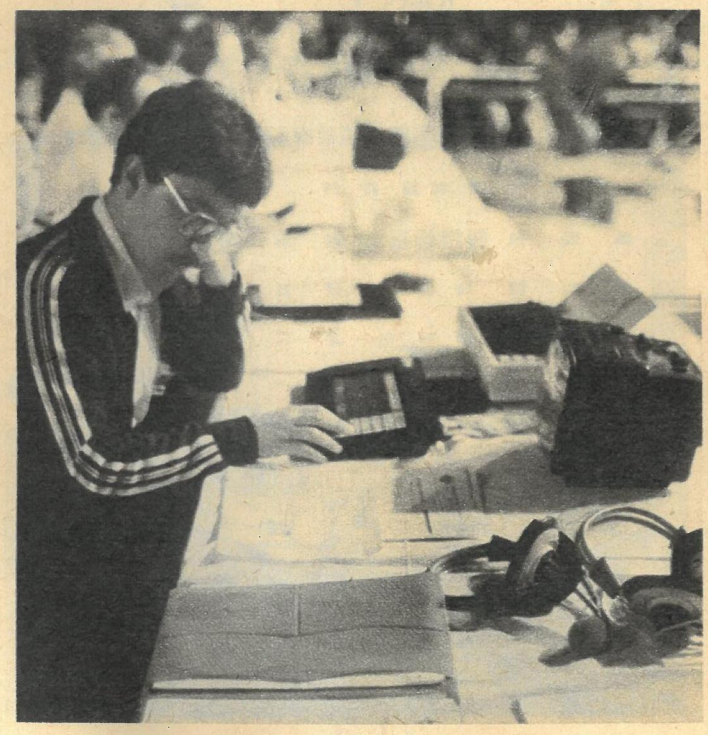
Als Modebonbon erwiesen sich diese geblümten Kleider aus der Kollektion der polnischen Modeschöpferin Anna Batory. Sie wurden auf der 3. Internationalen Bekleidungsmesse in Lodz vorgestellt, auf der 15 Länder vertreten waren.





## Hilfestellung durch „Visti"

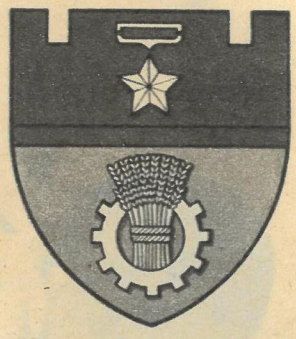
Brandneu ist die Methode nicht, Treffer im Boxen mittels mechanischer oder nun auch elektronischer Maschinen zusammenzuzählen. Apparate, die das können, gibt es schon seit den siebziger Jahren, und alle erhoben den Anspruch, die subjektive Bewertung dieses Sports zu objektivieren. Dennoch hebt sich der sowjetische Box-Computer, im Moskauer Institut für Sportwissenschaft und technische Geräte (Visti) entwickelt und beim TSC-Turnier kürzlich in Berlin eingesetzt, in einem ganz entscheidenden Punkt aus der Reihe ähnlicher Geräte heraus: Er zählt nämlich nur solche Treffer, die von mindestens drei der fünf Kampfrichter und genau innerhalb von drei Sekunden Reaktions- und Bedenkzeit erkannt und mittels Knopfdruck erfaßt werden. Damit sind Manipulationen weitgehend ausgeschlossen, mithin die Urteile gerechter. Freilich sitzen hinter der Punktmaschen, nach wie vor Menschen, „die den Unparteiischen die Arbeit nicht abnehmen, aber erleichtern sollen", wie Sergej Komandin betont, der in Berlin die Maschine betreute und vorstellte. Von der Fähigkeit der Punktrichter, korrekt erzielte Treffer zu erkennen, hängt also auch weiterhin die Richtigkeit der Urteile ab. Aber mit dem Eingeben eines Punktes in den Computer erübrigt sich alles weitere für den Unparteiischen. „Kaum hat man die Handschuhe ausgezogen, ist schon das Urteil da", sagt DDR-Mannschaftskapitän Siegfried Mehnert. Auswahltrainer Günter Debert sieht noch weiter: „Da die Maschine jeden Treffer gleich bewertet, denken wir, daß ein wenig die Härte aus dem Boxkampf verschwindet. Die neue Bewertung verlangt den schnell schlagenden und genau treffenden, also den technisch gut ausgebildeten Boxer." *Klaus Schielke*



## Kreuze, Kronen und Kastelle

Auf Reisen nehmen wir sie wohl wahr, wenn sie uns freundlich grüßen: Wappen. Aber verstehen wir auch ihre (Zeichen-)Sprache? FREIE WELT möchte mit der neuen Rücktitelserie „Stadtwappen sozialistischer Länder" (untere Abbildung: Wolgograd) anregen, sich etwas näher mit ihnen zu beschäftigen. Weit zurück in die Geschichte führen die meisten Symbole, die zuerst in England, Frankreich und Deutschland aufkamen: zu kriegerischen Zeiten – die Stadtwappen entstanden im 13./14. Jahrhundert. Waffe – nichts anderes bedeutete in Mittel- und Westeuropa der Begriff: Wappen. Wer erinnert sich nicht an die riesigen Kreuze der Ordensritter auf deren Schilden? Sie waren Kennzeichen und Waffe zugleich. Kreuze, Kronen und Kastelle, Löwen, Adler und Bären gehörten zu den bevorzugten Zeichen der Wappenträger – adlige Familien, Fürsten, Städte und Staaten. „Die ganze Geschichte der zweiten Hälfte des Mittelalters ist in den Wappen aufgezeichnet", schrieb treffend der französische Schriftsteller Victor Hugo (1802–1885). Im Wappen von Meißen beispielsweise (obere Abbildung) erinnert der rote Zinnenturm an die einstige burggräfliche Herrschaft, deren Wappentier der schwarze Löwe war. Der Turm auf dem Burgberg war als Gerichtsstätte der Markgrafen unrühmlich bekannt. Mehr über Wappen in der DDR berichten wir im Teil 1 unserer neuen Serie auf Seite 56.

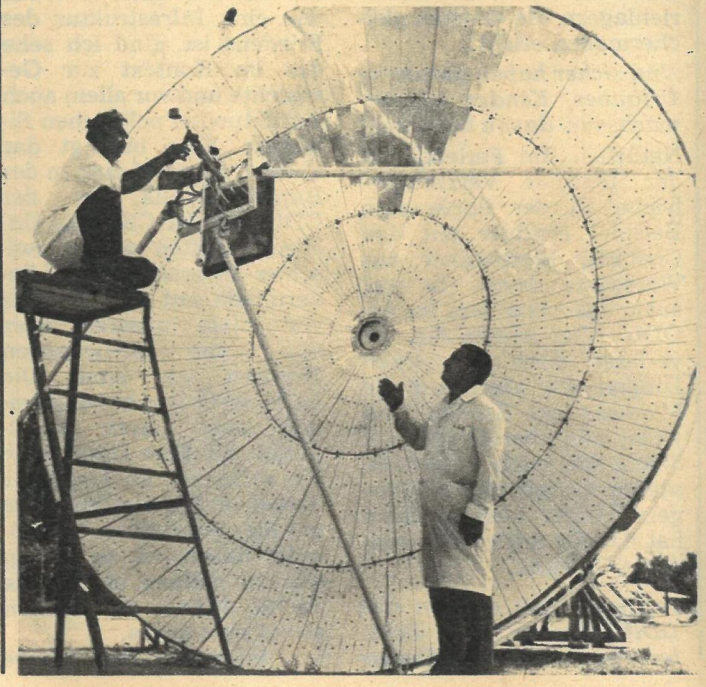
*Heinz Machatschek*



## Gratis-Gaben unserer Sonne

In der ersten Septemberwoche war Tokio Gastgeber des Weltkongresses zur Solarenergie, diskutierten die Teilnehmer über ihre weltweite Nutzung. Was alle Erdenbewohner zusammen in einem Jahr an Energie verbrauchen, könnte – rein theoretisch – die Sonne in 20 Minuten gratis liefern. Sonnenkraftprojekte entstehen vor allem in den Wüstengebieten der Erde. In Kalifornien zum Beispiel sind seit 1984 sieben solarthermische Kraftwerke errichtet worden. Eine 30-MW-Solarfarm erzeugt heute schon Strom zu 15–20 Pfennig pro kWh mit 250 000 Spiegeln auf einer Fläche von 80 Fußballfeldern. Die Spiegel reflektieren die Sonnenenergie direkt auf öldurchströmte Absorberrohre. Das auf über 400 Grad erhitzte Öl verdampft Wasser in einem konventionellen Kraftwerk und wandelt so 17 Prozent der Sonnenenergie in Strom um. Auf der Krim wurde ein Sonnenkleinkraftwerk erprobt. In der Nähe von Taschkent (Foto unten: Einrichtung eines Sonnengenerators) arbeitet ein solarer Schmelzofen für die Erzeugung von Reinstmetallen. Das erste industrielle 300-MW-Sonnenkraftwerk der Sowjetunion entsteht in der Wüste Karakum mit 555 je 100 m großen Spiegeln, die Wasser auf 550 Grad erhitzen. Photovoltaische Solarzellen wandeln Licht direkt in elektrische Energie um. Sie beliefern heute Satelliten, aber auch Radios, Taschenrechner und Armbanduhren mit Strom. Die gegenwärtig mit hohen Materialkosten hergestellten Siliziumzellen haben einen Wirkungsgrad von 15 Prozent. Sie sind für eine großtechnische Nutzung zu teuer. In Mitteleuropa ist heute schon dagegen die Sonnenkollektor-Technologie für die Beheizung von Wohnhäusern, Schwimmhallen und Fabriken konkurrenzfähig. Immerhin entstehen 40 Prozent des Energiebedarfs der DDR durch Heizung und Warmwasseraufbereitung! Wasser wird in Röhren auf lichtschluckendem schwarzem Untergrund auf 60 bis 80 Grad Celsius erwärmt. Von den 900 kWh Strahlungsenergie je Quadratmeter und Jahr in der DDR könnten 300 bis 400 kWh in warmes Wasser umgesetzt werden. Für einen 4-Personen-Haushalt wären 6 bis 8 Quadratmeter Kollektorfläche und ein 100- bis 400-l-Speicher nötig, um 30 bis 50 Prozent des Jahresbedarfs an Warmwasser abzudecken. Experimentalhäuser in Mötzlich bei Halle und in Woltersdorf bei Berlin verbrauchen durch Einsatz von Wärmedämmung, Wärmepumpen und Solarkollektoren viermal weniger Heizenergie als konventionelle Bauten. Der Kollektor in Hopfgarten bei Weimar nutzt eine nach Südwesten ausgerichtete, 70 Quadratmeter große schwarze verglaste Fassade und neuartiges Dämmaterial und erbringt so 25 bis 40 Prozent der gesamten Heizenergie. In Freyburg liefert seit 1978 das erste mit Sonnenenergie beheizte Freibad der DDR selbst an wolkigen Tagen um 2 bis 3 Grad angewärmtes Wasser. Unerschöpflich und umweltfreundlich bietet die Sonnenenergie bereits heute eine zusätzliche Energiequelle, ohne aber, das muß klar gesagt werden, die konventionellen Energieträger ersetzen zu können.

*Ilka Renneberg*



# Das Testament des Vater Ho

Langsam und still bewegte sich die Reihe voran: schwarzgekleidete Bäuerinnen, Männer in weißen Hemden, Mädchen und Jungen mit roten Halstüchern, Soldaten in olivgrünen Uniformen. Aus allen Teilen Vietnams kamen sie, um im Mausoleum am Hanoier Ba Dinh-Platz ihrem Präsidenten Ho die Ehre zu erweisen. Vielleicht auch, um Hoffnung, Mut und Kraft zu schöpfen im stummen Gespräch mit dem „Vater aller guten Vietnamesen". – Am 3. September sind 20 Jahre seit dem Tode Ho Chi Minhs vergangen. In seinem Testament hatte er gebeten, man solle große Begräbnisfeierlichkeiten vermeiden, „um Zeit und Geld des Volkes nicht zu vergeuden". Bis in die letzte Stunde blieb der schmächtige, stets schlicht gekleidete Mann mit dem schütteren Kinnbart den Tugenden treu, die er von jedem seiner Genossen verlangte: Sparsamkeit, Geradheit, Selbstlosigkeit. Als Nguyen Sinh Cung am 19. Mai 1890 geboren, unter dem Namen Nguyen Ai Quoc (Nguyen der Patriot) in der revolutionären Bewegung bekannt geworden, war Ho Chi Minh (der weise Gewordene) geradezu Verkörperung des um Unabhängigkeit und Freiheit kämpfenden vietnamesischen Volkes. Als er 1969 starb, war der Kampf gegen die USA-Aggressoren noch nicht gewonnen. Der Präsident hatte seinen Landsleuten weitere Opfer und Entbehrungen vorausgesagt. Zugleich hatte er ihnen jedoch die Gewißheit des Sieges gegeben – der sechs Jahre später Wirklichkeit wurde. Noch ist Vietnam nicht das blühende Land, von dem Ho Chi Minh träumte. Die Partei Ho Chi Minhs, die KPV, spricht heute davon, daß man – im Überschwang nach dem Triumph – zu viele Ziele zu schnell erreichen wollte. Dabei hatte der dreißigjährige Krieg nicht nur Tod und Zerstörung bewirkt, er hatte auch Gewohnheiten und Gedanken der Überlebenden geprägt. Erneuerung des Denkens und des Handelns ist deshalb heute die Losung der KPV. In seinem Testament hatte Ho Chi Minh die Rolle seiner Partei als die eines „wirklich treuen Dieners des Volkes" beschrieben. Dies und seine Siegesgewißheit sind zu nennen, wenn man nach den Motiven der Vietnamesen auf dem Ba-Dinh-Platz forscht.

*Detlef-Diethard Pries*

# Verhinderte Hochzeit

Doppeltes Pech für Gejza Toth und Lenka Takačova: Sie wollten auf dem 2499-Meter-Gipfel Rysy in der Hohen Tatra den Bund fürs Leben schließen. Doch zum einen fand sich kein Standesbeamter, der da mitging. Und zum anderen: Für den 33. Internationalen Aufstieg der Jugend auf den Rysy, an dem sie wie über 5000 junge Leute aus allen Bezirken der ČSSR sowie aus acht weiteren Ländern teilnahmen, war in diesem Jahr bereits in 1919 Meter Höhe am Zabie Pleso „Endstation". Den Rysy verbargen dunkle Wolken, aus denen ein wenig Schnee rieselte. Wenige Tage zuvor hatten die Zeitungen aus der Hohen Tatra einen „Wintereinbruch" wie seit 41 Jahren nicht mehr gemeldet! Trotz widriger Witterung: Mit einer kleinen Abordnung erklomm der Alpinist Ivan Galfy den steilen Hang zur Berghütte unter dem Rysy. Für ihn, der vor Jahren eine ČSSR-Expedition im Himalaja leitete, kein Problem. Zusammen mit einem Kameraden „bezwang" er jetzt den Gipfel und legte hier einen Kranz nieder. Zu Ehren Lenins. Lenin bestieg im Sommer 1913 den Rysy. Daran wollten 40 junge Slowaken schon in jenen Tagen des Jahres 1957, als junge Leute von allen Kontinenten nach Moskau zu den VI. Weltfestspielen kamen, mit ihrem Aufstieg erinnern. Der Rysy-Aufstieg wurde eines der größten Treffen des Sozialistischen Jugendverbandes der ČSSR (SSM). (Foto unten – ein Teil des Lagers.) Auch der 33. Jahrgang griff wieder Festivalatmosphäre auf. Die von Phjòngjang. Die Atmosphäre beeindruckte Do Chi Thanh aus Vietnam: „Eine tolle Stimmung hier. Wir spürten, das Anliegen der Weltfestspiele – Solidarität, Frieden, Freundschaft – verbindet uns alle." Auch viele junge Leute aus Partnerstädten und -gebieten in Polen, der DDR und der UdSSR waren dabei. So luden sich die SSM-Mitglieder aus der slowakischen Hauptstadt Bratislava 39 Komsomolzen aus der Ukraine ein. Ein wenig traurig darüber, daß sie den Rysy nicht erreichten, ist Mirosław Zietak aus Bydgoszcz in Polen: „Die Reise hierher war dennoch nicht umsonst. Ich habe viele Ideen gesammelt für ähnliche Veranstaltungen der polnischen Pfadfinder. Anregungen für die Gestaltung unserer Ferienlager. Unsere Kontakte sind in den vergangenen Jahren sehr eng geworden." Vielfältig war das Veranstaltungsprogramm des Treffens: Von Folklore bis Rock, von Diskussionsrunden bis zum Schubkarren-Grand-Prix. Keiner der Rysy-Aufsteiger fehlte bei der Friedensmeile. Natürlich über 2499 Meter. Ehrensache waren auch freiwillige Arbeitseinsätze, mit denen die SSM-Mitglieder die vielen Bemühungen zur Erhaltung der einzigartigen Landschaft des Tatra-Nationalparkes unterstützten. Fazit von Gejza Toth und Lenka Takačova: Trotz verschneitem Gipfel und verhinderter Hochzeit waren es schöne Tage. Zumal die beiden dem Schicksal ein Schnippchen schlugen; sie verlobten sich halt am Zabie Pleso. In 1919 Meter Höhe.

*Michael Baufeld*

## ● Gut gesagt

**Ich will helfen, daß jeder Verantwortung für sein Tun, aber auch für sein Nichttun übernimmt.**

***Gerry Wolff, Schauspieler, DDR***

## ● Am Rande

**In der diesjährigen Fremdenverkehrssaison haben die Verkehrsbetriebe von Prag mit einer Neuheit aufgewartet: einer touristischen Zeitkarte für sämtliche öffentlichen städtischen Verkehrsmittel. Die sechs verschiedenen Ausgaben unterscheiden sich durch Farbgebung und Preis: von 15 tschechoslowakischen Kronen für die Zweitageskarte bis zur Wochenkarte für 40 Kronen. Für die Besucher aus dem In- und Ausland werden die neuen Fahrkarten sicherlich auch ein begehrtes Souvenir sein.**

## ● Persönliches

**BELA BAJA aus der mittelungarischen Stadt Kecskemet widmet sich seit 18 Jahren der Kunst des Kodex-Schreibens. Die in altgotischen Buchstaben verfaßten Texte werden durch Initialen, Malerei und Miniaturbilder geschmückt.**

**EWELINA PEKSOWA, Bergbäuerin aus dem polnischen Zakopane, pflegt seit 20 Jahren die Tradition der im Tatravorland heimischen Hinterglasmalerei. Ihre Arbeiten über Leben und Alltag der Goralen wurden bereits auf mehr als 300 in- und ausländischen Ausstellungen gezeigt.**

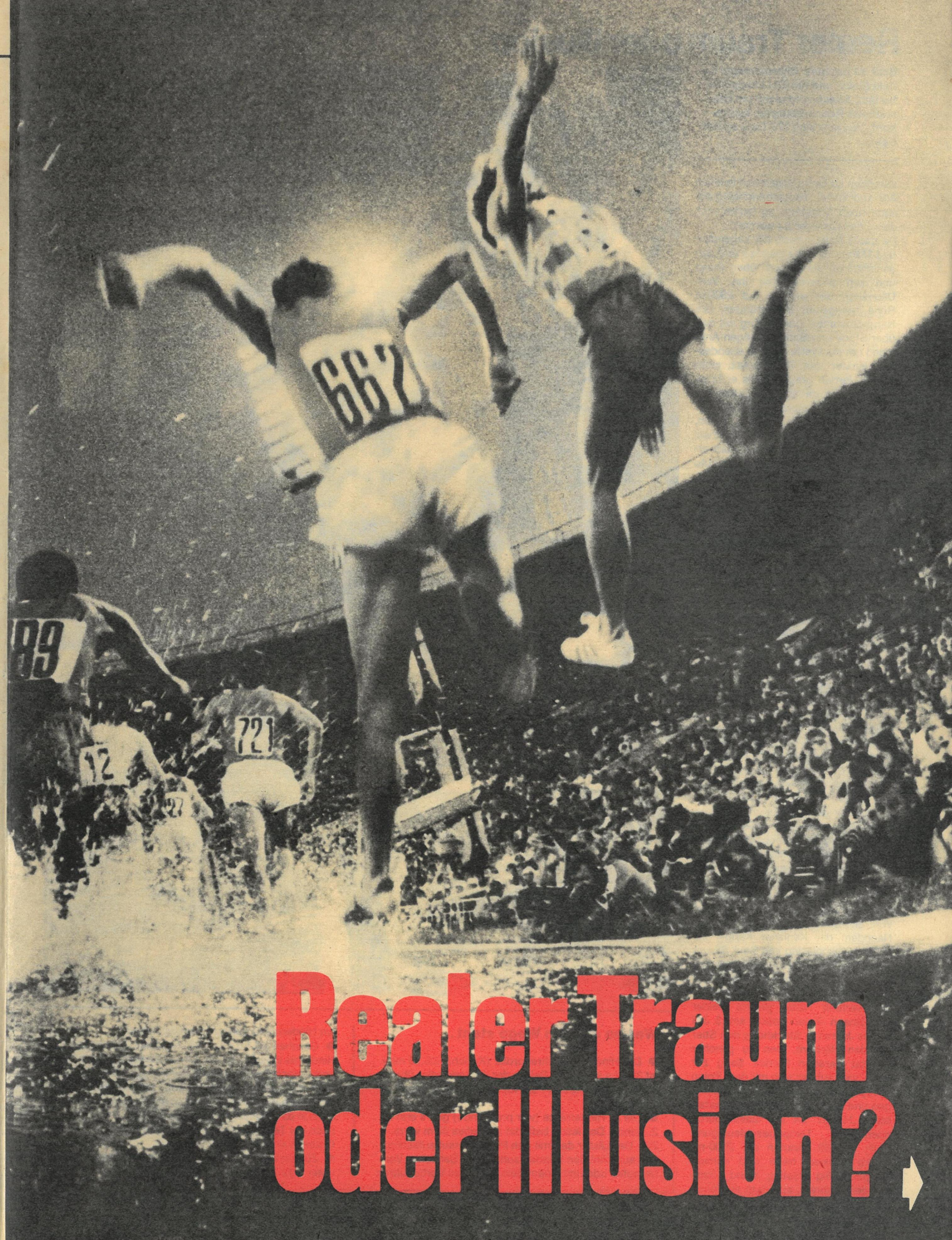
**„Wunder aus Fäden" nennen die Ausstellungsbesucher die kunstvollen Stickereien von OLGA SMIRNOWA aus Syktywkar. Sie hat jetzt eine Serie von Stickereiarbeiten über Puschkin begonnen.**

**„Außer den Geheimnissen des Berufs hinterließ uns der Vater auch seinen Leitspruch: ‚Leben, Sterben und Singen'", sagen NIKOLA und CHRISTO, Söhne des bekannten bulgarischen Geigenbauers FRANZ CHRISTODOROW. Von ihm und seinen Söhnen gebaute Instrumente findet man in Bulgarien, Jugoslawien, Japan, Kanada und den USA.**

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: U. Völkner, M. Baufeld, TASS/K. Muradow, W. Schmelzer, ZB/Oberst, Hieckel, ZB/CAF, HNA, ČTK; Vignette: D. Schüler

**Um in einem Stadionrund 3000 m zurückzulegen, dabei 28mal einen 91,4 Zentimeter hohen Querbalken und siebenmal einen 3,66 Meter langen wie breiten Wassergraben zu überwinden, an dessen Stirnseite ebenfalls noch so ein Balkengerüst steht – für alles das brauchten in den letzten anderthalb Jahrzehnten die weltschnellsten Hindernisläufer keine acht Minuten und zehn Sekunden mehr. Unter den bisher elf Herren dieses Kalibers gab es sogar zwei, die Kenianer Rono (8:05,4) und Koech (8:05,35), die sich zutrauten, ein solches Abenteuer in nicht mal acht Minuten zu Ende zu bringen. Ist das ein Traum, den zu träumen sich lohnt?**

Von den 25 seit 1954 offiziell geführten Weltrekorden über 3000 m Hindernis wurde nur einer älter als drei Sommer, dieser jedoch überdauerte gleich elf Jahre und 50 Tage. Es waren die mit der Hand gestoppten 8:05,4 Minuten des Kenianers Henry Rono, dessen zur Mittelstrecken-Weltelite gehörender Schulfreund Mike Boit ihn einmal als „wahrscheinlich größten Läufer des Jahrhunderts“ inthronisierte. Er werde „alle seine Vorgänger übertrumpfen, Nurmi, Zatopek und Keino“, nur ihm sei es vorbehalten, zum Beispiel der erste und für lange Zeit einzige „Steepler“ zu werden, „der keine acht Minuten mehr braucht“. Das geschah zu einer Zeit, da Rono binnen 80 Frühlings- und Sommertagen des Jahres '78 von 21 Rennen 21 gewann und dabei auf vier Strecken die Weltrekorde an sich riß: 5000 m, 3000 m Hindernis, 10 000 m und 3000 m. „Der über die Hindernisse ist schlecht, ich werde 7:57 laufen!“ Außer Boit warfen noch andere mit Superlativen nur so um sich. Rono sei ein „Bob Beamon der Laufbahn“, ein „Phantom, das über die Langstrecken jagt“, ein Läufer, „wie es noch keinen vorher gab“. Daß Paavo Nurmi 19 Weltrekorde auf 13 verschiedenen Strecken lief und in den zwanziger Jahren elf Weltrekorde gleichzeitig hielt, war angesichts Ronoscher neuzeitlicher Gipfelbesteigungen ebenso in Vergessenheit geraten wie die sportlichen Spektren eines Jesse Owens, der vier Jahre lang auf fünf Sprintstrekken, über 200 m Hürden und im Weitsprung die Weltrekorde innehatte, oder eines Emil Zatopek, der nach dem zweiten Weltkrieg, zuletzt schon ein „alter Mann“, nur sechs Jahre brauchte, um in zehn Ausdauerdisziplinen 20 Weltrekordverbes-




# Realer Traum oder Illusion?

# Realer Traum oder Illusion?

**Soul '88 (rechts): Olympiasieger Kariuki (links) und (im Ziel knapp hinter ihm) Koech verpassen um Haaresbreite Ronos betagten Weltrekord. Den holt sich 277 Tage später Koech.**

serungen zu hinterlassen und in einer Art sportlicher Nebenbeschäftigung auch noch Marathon zu laufen und dort Olympiasieger zu werden.

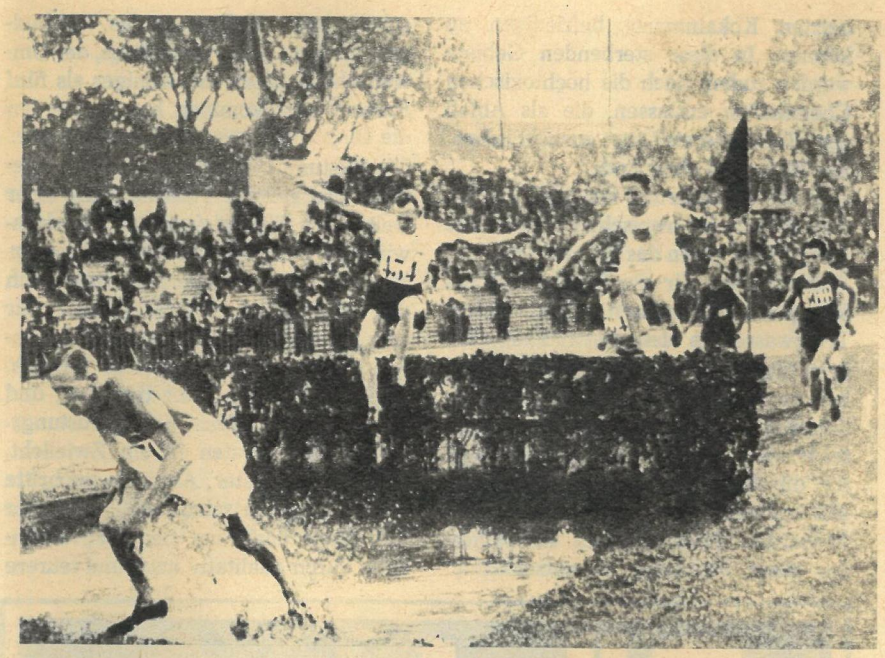
Da gab's freilich auch die Legenden und Mären, die Geschichten und Geschichtchen von Rono über Rono und von anderen über ihn. Vom Däumling, der in den auf 2300 m Höhe gelegenen Jagdgründen des Nandi-Stammes stundenlang mit den über Stock und Stein flüchtigen Antilopen um die Wette lief und ebendeshalb später das Technik-Abc nicht erst zu lernen brauchte, als er in einem Stadion damit anfing, über die Hindernisse zu stolzieren. Vom Vierzehnjährigen, der Reißaus nahm, heim zur Mutter rannte und sich zwei Tage verkroch, nachdem er zum ersten Mal im Leben das Monster Auto gesehen hatte. Vom Sechzehnjährigen, „der noch nicht wußte, was Schuhe sind". Weil sie so unbequem und lästig waren, habe er Schuhe nie gemocht, und da Autos schneller fuhren als er lief, seien sie ihm verhaßt gewesen, bis er groß war und selber eins hatte.

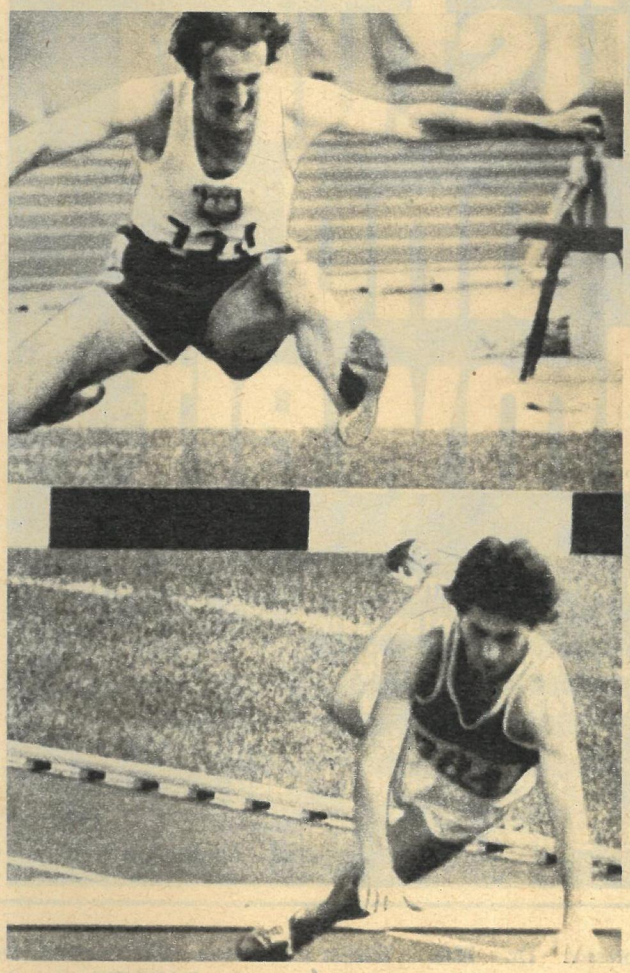
Bevor Rono in den Ehestand trat und eine Familie gründete, soll er auch einmal gesagt haben, er sei „viel zu schnell, um geheiratet zu werden". Vom Laufen ohne Maß und für viel Geld verschlissen und als angeblich „höchstbezahlter Leichtathlet aller Zeiten" von falschen Fuffzigern und Bier, Pizza und Dolce vita verführt, holte ihn eines Tages nicht nur die holde Weiblichkeit ein. Er war auch ansonsten nie mehr so schnell wie in jenen achtzig Tagen unvergänglichen Ruhms. Es verflogen seine Träume von einem 10 000-m-Lauf in weniger als 27 und einem Hindernis-Weltrekord unter acht Minuten. Wenn es auch lange gedauert hat: Seit kurzem ist Rono nirgendwo mehr Weltrekordler. Die letzten Männer, die ihn entthront haben, heißen Peter Koech und Said Aouita. Der eine ist Hindernisläufer, der andere kann von sich sagen, er sei inzwischen ein größerer Weltrekordeiferer als Rono.

Nachdem der Kenianer Kariuki bei seinem Olympiasieg von Soul '88 aus Unkenntnis des Sachverhalts Ronos „schrittmacherlosen" Hindernis-Weltrekord nur um elf Hundertstelsekunden verfehlt hatte, packte beider Landsmann Peter Koech am 3. Juli dieses Jahres in Stockholm den Stier bei den Hörnern. Den zu gleicher Großtat bereiten Patrick Sang zur Seite, vertraute er sich mit dem Polen Henryk Jankowski einem scharfsinnigen und mit viel Zeitgefühl ausgestatteten „Hasen" an. Als dieser durch nochmalige Tempobeschleunigung nach 5:26,60 Minuten die 2000-m-Marke passiert hatte und danach fahrplanmäßig ausstieg, stand Koech vor dem Schrein, aus dem er Ronos

## Was so alles im Wege steht...

- Der Hindernis-Weltrekordler (Koech/8:05,35 min) ist 35,90 s später im Ziel als der Weltrekordler über 3000 m flach (Aoutia/7:29,45). Rückstand etwa eine halbe Runde.
- Die 28 Hindernisse (vier pro Runde) gibt's erst ab 2. Runde. Das letzte befindet sich etwa 68 m vorm Ziel. Der Läufer darf mit den Füßen darauf aufsetzen und auch mit den Händen aufstützen. Seitliches Vorbeilaufen oder mit einem Bein seitliches Vorbeiführen am Hindernis führen zur Disqualifikation.
- Gleiches gilt für den Wassergraben, das vierte Hindernis in jeder Runde, an der Stirnseite 76 cm tief und je nach Beschaffenheit der Anlage außerhalb oder innerhalb der Laufbahn (was auf die jeweilige Startstelle Einfluß hat). Es kann sowohl über wie auch in das Wasser gesprungen werden, was sich nach der Tempobeschleuigung beim Anlaufen des Grabens richtet.
- Zu den Weltschnellsten gehört heutigentags, wer unter 8:12 min bleibt.





**Paris '24 (oben): Technisch auf Kriegsfuß mit allen möglichen Formen von Hindernissen, aber ein begnadeter Läufer, siegt Ritola (Finnland) nach Belieben. Montreal '76 (links): Olympiasieg und Weltrekord nahe, stürzt Baumgartl (DDR) übers letzte Hindernis, büßt 2,7 s ein, wird dennoch hinter Gärderud und Malinkowski auch statistisch drittschnellster „Steepler" der Welt. Los Angeles '32 (unten): Iso-Hollo (Finnland) läuft Vorlauf-Weltrekord, im Finale dann eine Runde zuviel – 460 m und 78,8 s mehr als vordem! Alle anderen hinterdrein.**

Weltrekord entführen konnte.

Daß er als erster Steepler der Welt mit 3:58, 82 die zweite Hälfte des Rennens in weniger als vier und den letzten Kilometer in 2:38,75 Minuten zurücklegte, warf ein Schlaglicht auf seine läuferische Klasse. Technisch ist er nämlich noch lange kein Filigranarbeiter wie einst Roelants oder Gärderud oder Chromik, „bei dessen bestechendem Stil man nur seine Beine zu sehen brauchte, um zu wissen, wer da lief", wie sich sein polnischer Weggenosse Krzyszkowiak einmal ausdrückte.

Aber unter Koechs Verwundbarkeit in puncto Technik an Hindernis und Wassergraben litten schon seine kenianischen Vorreiter Biwott und Keino, Jipcho und Rono, Korir und Kariuki. Weil die jedoch von Kind auf gelernt hatten zu l a u f e n, siegten sie trotzdem. Jetzt will sich Koech Ronos Traum zu eigen machen und erster Steepler der Welt werden, der den „Job", für den er des Geldes wegen die Lauferei hält, in nicht mehr acht Minuten erledigt. Er wird wohl am besten wissen, daß er dazu im Ziel mehr als 30 Meter Vorsprung vor dem jetzigen Weltrekordler Koech haben muß! Ein Illusionist, wer da sagt, er könne das? Sie würden's schon machen, weissagen die derzeit Weltschnellsten Koech, Kariuki und Sang. Wenn nicht morgen, dann eben übermorgen…

Die Kenianer führen neuerdings zu viert die ewige Weltbestenliste an, stellten bisher vier Olympiasieger und stehen mit vier Weltrekorden zu Buche. Sie haben sich dem Hindernislauf auf ebenso natürliche Weise genähert wie einst die Polen, die mit Krzyszkowiak, Chromik, Malinowski und Maminski eine große und nun so schwer zu behauptende Tradition begründeten. „Krzys" war ein Allerweltskerl, ein Läufer, der – wie nach ihm Keino, Jipcho und Rono – alles konnte: Europameister und Olympiasieger auf drei Strecken, einschließlich Hindernislauf, wo er auch noch Weltrekordler war. „Am liebsten lief ich die 3000 und 5000 m, die 10 000 waren mir schon zuviel. Um der Monotonie von Training und Wettkampf zu entgehen, wandte ich mich der Attraktivität und dem Abenteuerlichen des Hindernislaufs zu. Meine Siege in dieser Disziplin waren zuallererst Ausdruck der Freude, die ich beim Laufen durch die Natur so nachhaltig empfunden hatte. Und ich konnte nicht immer dasselbe machen – n u r in dieser Disziplin oder n u r in jener, das war mir zu einseitig und zu langweilig."

Krzyszkowiak sprach von einer in vielen Jahrzehnten bewährten Schule. „Eine Schule des Abenteuers, denn als solches haben wir den Hindernislauf meistens betrachtet. Wir trainierten selten in einem Stadion, fast immer draußen in der Natur. Dort sprangen wir über Hecken und umgefallene Bäume, über hochgewachsene stachlige Gräser und über Zäune. Nichts war monoton, nichts stereotyp. Wir liefen kreuz und quer durch die Fluren, und plötzlich hatten wir Lust, es auch mal über die Hindernisse zu versuchen. Solche Abenteuer krönten wir mit Siegen, Weltrekorden, sogar Goldmedaillen."

Und die Kenianer, die – und das nicht nur im Hindernislauf – derzeit so unheimlich gut sind? Auch sie nahmen ihr Land unter die Füße. Einer Schweizer Sportzeitung haben sie erzählt, der 1984er Olympiasieger Korir habe begonnen zu laufen, nachdem er „einen netten Artikel über Keino" gelesen hatte. „Er war sich seiner Sache absolut sicher, ohne überhaupt die Dimensionen seines Talents anfangs zu erkennen. Er pflegte von seiner Schamba aus 33 Kilometer nach Kapsabet zu rennen, um Koech zu treffen und bei ihm zu essen und zu trinken." Als in Soul Kariuki gewonnen hatte, meldeten sich in Nairobi achtzig junge Leute zu einem Hindernisrennen, im Nandi-Zentrum Kapsabet waren es Tausende, die meisten bekamen gar keinen Eintritt. So sei das eben mit dem Talent, „das du von Geburt an hast", sagt der 800-m-Olympiasieger Paul Ereng. „Gebt uns einen sowjetischen Trainer, und wir werden auch im Stabhochsprung zu den Besten der Welt gehören!"

Wer aber war nun der beste Hindernis-Techniker der Welt? Anders Gärderud, der Schwede? Oder Malinowski, der Pole, der einmal ganz solo dem Weltrekord zu Leibe rücken wollte, weil ihn die Gegner eh nur nervös machten? Oder war es der Belgier Roelants, der in den sechziger Jahren eine Serie von 26 Siegen mit dem Olympiagold von Tokio abschloß? Zumindest die Technik am Wassergraben beherrschte er im Schlaf. 49 1/2 Fuß vor dem Grabenhindernis garantierte ihm eine Gummipuppe namens Pitou einen Sprung fürs Lehrbuch. „Viele Läufer nehmen zur Markierung einen Schuh, aber dann liegen so viele Schuhe herum, daß man seinen eigenen erst suchen muß. Ich indes fand Pitou auch bei totaler Erschöpfung. Am Wassergraben legst du ein wichtiges Fundament deines Sieges oder du gehst baden."

Hindernislauf ein Abenteuer? Ein Mittel gegen Monotonie? Mal was anderes als immer nur „flaches" Laufen? Wenn's sein muß, Technik, wenn nicht, dann eben keine? Gewiß haben viele große Ausdauerläufer dort so etwas wie Gastrecht genossen. Das war schon zu Urväters Zeiten bei Ritola, Nurmi und Iso-Hollo, später auch bei Krzyszkowiak, Keino, Bayi, Rono und Panetta so. Aber auch „geborene" Steepler und allemal welche von Weltklasse gab es zu jeder Zeit wie Sand am Meer – Brasher, Rozsnyoi, O'Brien, Shelew, Gärderud… Dazu Rshischtschin, Kudinski und Taran als Bannerträger einer momentan leider archivierten sowjetischen Tradition. Und natürlich unser Frank Baumgartl und unser Hagen Melzer. Mit 8:10,36 bzw. 8:10,32 gehören sie zu den Schnellsten der Welt. Sie alle haben im „Steeplechase" schon große Dinger gemacht!

*Hans-Richard Vollbrecht*

Fotos: ADN-Zentralbild (2), Igor Utkin, Archiv (2)

# Rüstung und Umwelt

**Die ökologische Bombe tickt, noch läßt sie sich entschärfen. Ein lebensspendendes Eidotter für die geplagte Umwelt könnte ein Teil jener Gelder sein, die in einer unvorstellbaren Größe in die Rüstungen fließen.**

**Ein Beitrag von Hans Bergmann**

Die Tragödien sind unvergessen. Vor Jahrzehnten haben atomare Versuchsexplosionen in der Atmosphäre einige Gebiete unseres Planeten für Jahrhunderte oder gar Jahrtausende unbewohnbar gemacht. Die US-Regierung evakuierte zuvor die Eingeborenen der Eniwetok-Atolle, dessen eine Insel namens Runit nun für 125 000 Jahre gesperrt sein wird. Auf ihr haben die USA den Atommüll der umliegenden Inseln unter einer eineinhalb Meter dicken Betonplatte deponiert. Die Atomversuche in der Atmosphäre, die erst Beginn der 60er Jahre eingestellt wurden, haben der Natur bleibende Wunden gerissen, Hunderte Menschen zu einem qualvollen Siechtum verdammt oder ihr genetisches Material zerstört, weil sie in Unkenntnis der Gefahren und nach der „Rekultivierung" der Inseln durch USA-Behörden ihre angestammte Heimat nach Jahren wieder betraten. Die unsichtbaren tödlichen Strahlen griffen nach ihnen.

Das sind lediglich die bekannten Beispiele für irreparable Schädigungen des Menschen und der Natur, wir jedoch wissen, daß zu jener Zeit alle Großmächte in ihren jeweiligen Hoheitsgebieten Versuche in der Atmosphäre vorgenommen haben. Mit Hiroshima und Nagasaki und mit den Tests leitete die atomare Rüstung die folgenschwerste Entwicklung ein.

## Die Fragen aller Fragen

Daß dies alles bittere Vergangenheit und dem Unwissen über die Wirksamkeit der Strahlen geschuldet sei, wird heutigentags von jenen vorgebracht, die ihre Waffentests in verbunkerten unterirdischen Trakten vornehmen, für Mensch und Natur ungefährlich.

Diese Verlautbarungen sind irreführend, denn der „fall out", der Austritt von Strahlungen aus dem Erdboden nach unterirdischen Explosionen, ist keineswegs so unbedenklich, wie Naturwissenschaftler festgestellt haben. Doch viel gravierender ist, daß die Fortführungen der Rüstungen und der Tests mit Argumenten belegt werden, die nicht mehr in die Zeit passen. Spätestens seit die Sowjetunion Abrüstungsvorleistungen erbringt und den Teststopp für unterirdische Explosionen, nach einem zweimaligen Moratorium, abermals fordert, spätestens seit die sowjetische Führung einige spektakuläre Schritte zur Vertrauensbildung – Öffnung geheimer Tore für amerikanische Politiker und Militärs usw. – unternommen hat, sollte das stereotype Feindbild über die UdSSR samt der Bedrohungslegende ein Anachronismus sein.

Politisches Mißtrauen gebiert Feindschimären und Hochrüstung. Rüstungsökonomie zerstört die Umwelt, nicht nur durch Waffentests, flurschädigende Manöver und anfallende Schadstoffe, sondern allein schon dadurch, daß es sie gibt. Jährlich verschlingen weltweit die Militäretats über eine Billion Dollar, zur Anschauung sei die Zahl ausgeschrieben: 1 000 000 000 000. Das entspricht in etwa dem Bruttosozialprodukt des gesamten lateinamerikanischen Subkontinents und dem Doppelten des Sozialprodukts von ganz Afrika.

Ein unvorstellbares Geldpaket, das unwiederbringlich Jahr für Jahr verlorengeht und sich in stählernen Kolossen mit schnellem moralischen Verschleiß, in nuklearen und konventionellen Waffen, in der Unterhaltung riesiger Armeen auflöst. Was Karl Marx über den Krieg sagte, daß er „unmittelbar ökonomisch dasselbe ist, als wenn die Nation einen Teil ihres Kapitals ins Wasser würfe", trifft unweigerlich auch auf die Rüstung zu. Die scheinbar naive Schülerfrage, warum eine Billion in etwas hineingesteckt wird, was niemals über die Landesgrenzen hinaus marschieren, fahren oder fliegen darf, soll die Welt überleben, ist die Frage aller Fragen.

## Ein Wahnsinn ohne Ende?

Was hat diese riesige Vernichtung von Kapital und Rohstoffen mit der Schädigung der Umwelt zu tun? Nähern wir uns der Antwort mit einem Beispiel: Seit langem ist die Welt besorgt über die Rodung der tropischen Regenwälder, dem Eldorado unseres Klimas. Täglich fallen der Abholzung riesige Flächen zum Opfer. Computer simulierten das Weltklima im Jahr 2000, sollte in diesen Dimensionen weiterhin gefrevelt werden: Aus Mangel an Wasser würden riesige Gebiete Europas und Amerikas versteppen, die Wüsten würden unbarmherzig weiterschreiten, andere Gebiete würden im Wasser untergehen, der Sauerstoffgehalt der Luft würde dramatisch zurückgehen und jegliches Leben auf der Erde gefährden. Kürzlich haben führende Vertreter der kapitalistischen Industriestaaten diesen Raubbau scharf verurteilt, einige sprachen gar von Strafmaßnahmen gegen die Länder dieser Region.

Natürlich kann man nach einem weltweiten Boykott südamerikanischer Edelhölzer rufen, brasilianischen Kaffee ächten und mit weiteren ökonomischen Maßnahmen drohen und die Länder dieser Region kriminalisieren, wie es schon heute getan wird. Im Endeffekt vertieft man nur die bestehende Kluft zwischen den Entwicklungsländern und den Industriestaaten. Insofern ist die brasilianische Regierung durchaus im Recht, diese Forderungen als neokolonialistisches Unrecht abzuwehren. Sie machte darauf aufmerksam, daß die kapitalistischen Industrieländer die ökologischen Probleme mitverschulden, ja sie geradezu exportieren, indem sie die wirtschaftlich abhängigen Länder im finanziellen Würgegriff halten. Wie sollen sie die Schulden begleichen? Der Raubbau an der Natur ist einer der Wege. Reiche Landbesitzer vergrößern ihre Flächen auf Kosten des Waldes und seiner Ureinwohner, verderben den Boden durch Anbau von Monokulturen und kurzlebige Weidewirtschaft, um durch erhöhten Export von Kaffee und Fleisch die sinkenden Weltmarktpreise zu kompensieren. Nach Jahren ist der Boden ruiniert, und man dringt weiter in den Dschungel ein. Auch die landlosen Armen tragen zur Umweltschädigung bei, weil sie auf einem Stück gerodeten Waldes überleben wollen. Erschreckend ist auch, daß oft die Ärmsten der Armen von milliardenschweren Rauschgiftringen angehalten werden, wie beispielsweise in Peru, inmitten der Wälder Kokasträucher zu pflanzen, um den angeheizten Kokainmarkt befriedigen zu können. In diese sterbenden Gebiete werden zudem noch die hochtoxischen Chemikalien entlassen, die als Abfall der Kokainherstellung zurückbleiben. Ein Wahnsinn ohne Ende?

„Für die Realisierung von Maßnahmen zum Schutz der tropischen Wälder, des UNO-Plans gegen das Fortschreiten der Wüsten sowie für die Beseitigung des Mangels an hygienisch einwandfreiem Trinkwasser in den Entwicklungsländern (dies betrifft die Hälfte der Bevölkerung dieser Länder) würden für den Zeitraum bis zum Jahr 2000 so viel Mittel benötigt, wie in 13 Tagen weltweit für die Rüstung ausgegeben werden. Mit anderen Worten: Jährlich rund 36 Milliarden Dollar würden ausreichen, um diese Probleme zu entschärfen."

Das erklärte Professor Dr. Max Schmidt, Direktor des Instituts für Internationale Politik und Wirtschaft und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Rates für Friedensforschung der DDR, auf der 35. Tagung des Beirates für Umweltschutz.

## Ökologische Sicherheitspartnerschaft

Der Einsicht, daß die Welt eine ganzheitliche ist und ein ökologisches Unglück in einem Teil der Welt letztlich auch einen Berliner wie auch einen New-Yorker Bürger treffen kann, steht aus den unterschiedlichsten Gründen die Hochrüstung entgegen. Zum einen entzieht sie der zivilen Industrie und dem Umweltschutz dingliche und finanzielle Ressourcen, zum anderen deformiert und entwertet sie die wissenschaftlich-technische Revolution, indem sie die Forschungskapazitäten in einer destruktiven Produktion bindet. Wenn man weiß, daß die militärische Forschung etwa 25 Prozent des Weltbudgets für Forschung verschlingt, der Umweltschutz jedoch mit weniger als fünf Prozent auszukommen hat, so werden die Disproportionen erschreckend klar.

Die Rüstung frißt somit nicht nur materielle und geistige Potentiale, die einer weltweiten ökologiebetonten Friedenswirtschaft ungeahnte Möglichkeiten eröffnen würden, sondern zerfrißt auch die notwendige Vertrauensbasis für eine internationale Kooperation im ökonomischen und ökologischen Bereich. Mißtrauen ist ein übler Ratgeber, und Worte über Friedens- und Abrüstungsbereitschaft geraten in ein Zwielicht, wenn trotz erster Abrüstungsschritte die Rüstungswirtschaft weiterhin unter Volldampf läuft, um das Wegverhandelte durch qualitativ neue und teurere Waffen zu ersetzen. Die neuesten Ankündigungen der NATO-Führung, die zur Verschrottung anstehenden Mittelstreckenraketen durch andere Waffen zu kompensieren, sind alarmierend. Das Unvermögen, sich aus der Hochrüstung zu verabschieden, die Sicherheitspolitik neu zu definieren und die Rüstung auf ein hinlängliches Maß zu beschränken, errichtet unüberwindliche Barrieren.

Im Juli 1989 erklärten die führenden Repräsentanten der Warschauer Vertragsstaaten in Bukarest: „Besondere Bedeutung erlangte die Entwicklung und Vertiefung der multilateralen und bilateralen Zusammenarbeit bei der Lösung herangereifter ökologischer Probleme. Europa könnte diesbezüglich zu einem Beispiel werden." Der Vorschlag der sozialistischen Staaten, die atomare Rüstung aufzugeben und die konventionelle radikal zu beschränken und die freiwerdenden Mittel der nationalen Wirtschaft, den Entwicklungsländern und dem internationalen Umweltschutz

Zeichnung: Horst Bartsch

zukommen zu lassen, ist nicht nur eine menschenfreundliche Geste, sondern der Einsicht geschuldet, daß die ökologische Bombe ebenso laut tickt wie die atomare. Michail Gorbatschow sprach von einer „ökologischen Sicherheitspartnerschaft", die von gleichrangiger Bedeutung ist wie die politische und militärische Sicherheitspartnerschaft.

## Die Fragen der Skeptiker

Skeptiker äußern Zweifel über die Machbarkeit einer ökologischen Sicherheitspartnerschaft. In erster Linie, meinen sie, wird eine auf Profit orientierte Wirtschaft die Rüstung als Quelle von Höchstprofiten niemals aufgeben. Diese Sorge bleibt solange berechtigt, als die Abschreckung des Gegners und die ständige Waffenvervollkommnung als Sicherheitspolitik definiert werden.

Die Waffenproduktion verliert jedoch sofort ihren Wert und jegliches Interesse der Produzenten, sobald die Staatsführungen in den USA und den NATO-Ländern die eigene und internationale Sicherheit als Ergebnis einer politischen und psychologischen Vertrauensbildung begreifen. Dieser Schritt scheint bei weitem schwieriger zu sein, als es die Umstellung auf die Friedenswirtschaft sein würde. Amerikanische Wissenschaftler verweisen immer wieder darauf, daß der überwiegende Teil der amerikanischen Rüstungsindustrie, die schon seit geraumer Zeit auch für den zivilen Sektor produziert, über die besten technologischen Voraussetzungen für eine Produktionsumstellung verfügt. Was stände dann der Neuorientierung entgegen, anstelle von Raketen, Panzern und Kriegsflugzeugen modernste Umwelttechnologien als Staatsaufträge zu vergeben? Der Profit bleibt gesichert, zumal einige Länder des Westens, beispielsweise Japan und Schweden, beweisen, daß mit umweltgerechter Technologie auf dem Weltmarkt gute Geschäfte zu machen sind.

Der erste Einwand der Skeptiker ist somit politischer Natur und kann nur durch politische Entscheidungen entkräftet werden. Der zweite Einwand tangiert ökonomische Belange, zeigt jedoch auch Momente pessimistischer Vorbehalte gegenüber konservativen Haltungen bei ökonomischen Führungskräften. So ist bei vielen Wirtschaftspolitikern immer noch die gängige Vorstellung anzutreffen, daß zwischen Ökonomie und Ökologie ein hierarchisches Unterstellungsverhältnis besteht. Sie sprechen dann von „Sachzwängen", denen Industrie und Landwirtschaft unterliegen, von Prioritäten und vom Mangel an finanziellen Mitteln, die einer Beachtung ökologischer Erfordernisse Grenzen setzen. Mitunter wird man jedoch gewahr, daß nicht immer fehlende Mittel die Natur leiden lassen, sondern daß gerade ihr massenhafter Einsatz irreparable Schäden verursacht. In der Sowjetunion hat es eine rege Diskussion darüber gegeben, in welchem Maße fehlgeleitete riesige Investitionen der Natur unermeßlichen Schaden zugefügt haben und noch zufügen würden, sollten „Jahrhundertprojekte", wie beispielsweise die Umleitung von Flüssen, Wirklichkeit werden. Die Befürworter dieser inzwischen zu den Akten gelegten geld- und arbeitsaufwendigen Programme hatten durchaus ehrenwerte Argumente. In erster Linie muß der Mensch Licht, Wärme, Kleidung und Essen haben. Ausdrücklich bestätigten sie, daß sie mögliche Umweltschäden dafür in Kauf nehmen würden.

Diese Diskussionen in öffentlicher Austragung fanden ein internationales Podium, weil ökologische Eingriffe dieser Größenordnung globale Schäden verursacht hätten. Neben der Kritik, mit großen Summen falsche Prioritäten gesetzt zu haben, wurden immer wieder Forderungen laut, den Verteidigungsetat abzuklopfen, um ökonomischen, sozialen und ökologischen Belangen besser zu entsprechen. Das ist aus außen- und innenpolitischen Gründen geschehen. Diese leider einseitigen Schritte werden nicht jeden Skeptiker beruhigen, doch Signale für die Zukunft sind sie allemal. Allein die Schadensbegrenzungen werden enorme Summen verschlingen, doch international geht es letztlich nicht nur darum, sondern in erster Linie um Schadensverhütung und den Ausschluß möglicher Risiken. Das ist ein ehrgeiziges materielles und wissenschaftliches Programm und trägt schon im Keim den grenz- und systemüberschreitenden Charakter. Was nutzen dem einen die besten Technologien, erstklassige Forschungen und Innovationen, wenn der Nachbar Luft und Wasser vergiftet und Dinge in Angriff nimmt, die man als Risiko werten muß?

Man sollte keinen vereinfachenden Zusammenhang zwischen Rüstung und Umweltproblemen herstellen. Natürlich wird der Umweltschutz noch für Jahre neben der Rüstung einhergehen, jedoch muß sich die Erkenntnis durchsetzen, daß Waffen eingefrorene Gelder sind, die sich nie wieder auftauen lassen, und diese Unwiederbringlichkeit ist eine Tragödie, die eine weltweite ökologische Ökonomie drosselt.

Zu Beginn der 70er Jahre hat der renommierte amerikanische Wissenschaftler George Forrester in seinem Buch „Die Weltdynamik" die Entwicklungsprognose aufgestellt, daß unter Beibehaltung der vorgegebenen ökonomischen, politischen und sozialen Trends im Jahr 2020 unsere Erde auf Grund erloschener Ressourcen und unheilbarer Umweltverschmutzung dem Tod geweiht sein wird. Andere Wissenschaftler haben diese Prognose, die als „ökologische Katastrophe" in den Sprachgebrauch eingegangen ist, im wesentlichen bestätigt, auch wenn der Zeitpunkt des endgültigen Kollapses strittig ist. Jedenfalls liegen die Jahresangaben nicht sehr weit auseinander. Es war ein Appell an die Menschheit, der an Gültigkeit nur gewonnen hat.

Manches ist und wird für die Umwelt getan, doch welchen Schub könnte die internationale ökologische Zusammenarbeit erfahren, wenn nur Bruchteile des 1 000 000 000 000-Dollar-Weltrüstungsbudgets der Umwelt zugute kämen.

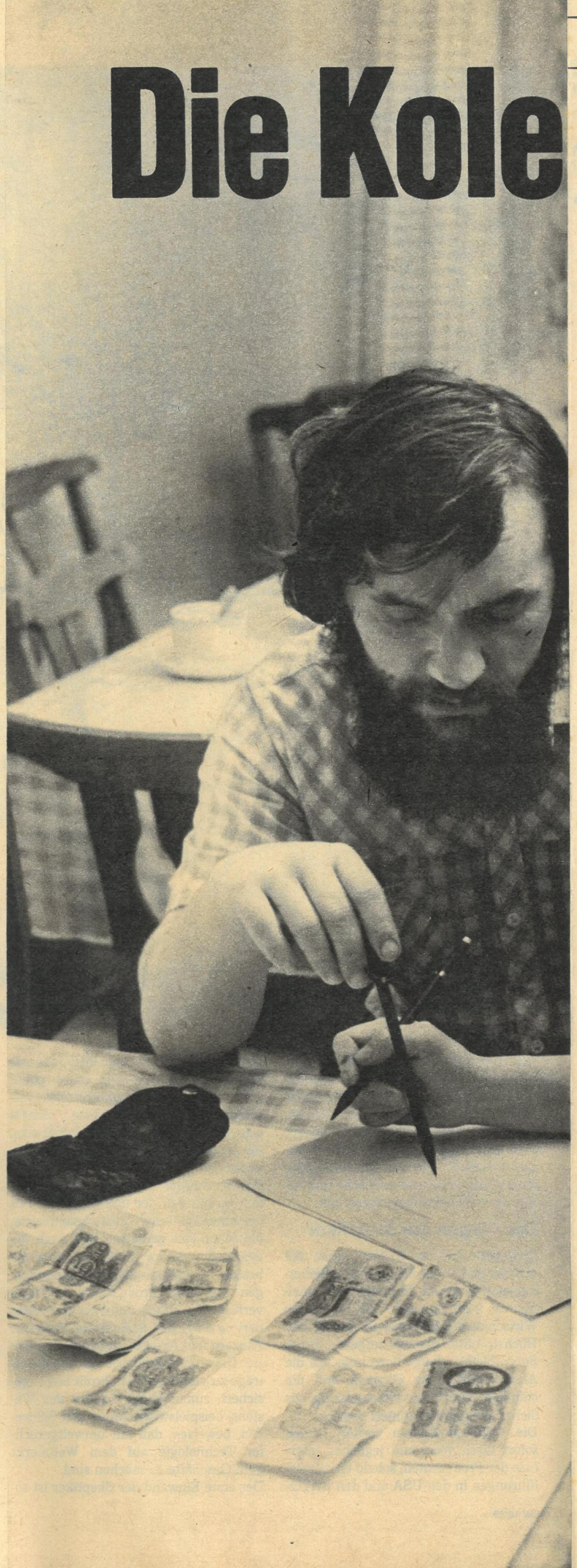
# Die Kole

Die Kolesnikows leben in einer Stadt, für die sich auf den vielfarbigen Karten vom europäischen Teil der Sowjetunion nicht mehr als ein klitzekleines Pünktchen fand. Dabei liegt Olonez in einer ungemein schönen Gegend: in der reizvollen wald- und wasserreichen Landschaft Kareliens. Die Hauptstadt dieser Autonomen Sowjetrepublik heißt Petrosawodsk. Und genau 153 Kilometer südwestlich erstreckt sich Olonez: eine Stadt, die bereits 1137 erstmals urkundlich erwähnt wurde. 852 Jahre später gerieten hier die Kolesnikows unversehens in die örtlichen Schlagzeilen, weil sie eine Entscheidung getroffen hatten, die Aufsehen erregte und die ihr eigenes Leben gründlich und schonungslos veränderte.

Das kam so: 482 000 Minderjährige, die landesweit in Kinderheimen und Waisenhäusern leben, träumen davon, daß sie eines Tages in einer richtigen Familie groß werden können, daß sie irgendwann doch noch Vater und Mutter bekommen. Diese stille Hoffnung wie auch lautgewordene Mängel und Versäumnisse in staatlichen Kindereinrichtungen, über die in den sowjetischen Massenmedien seit geraumer Zeit berichtet wird, führten dazu, daß der Ministerrat der UdSSR nach gründlicher Prüfung und Erörterung der Lage einen Beschluß „Zur Schaffung von Kinderheimen familiären Typs“ faßte. Und die Kolesnikows – beide sind Kunsterzieher, Eltern von vier Kindern – handelten… So wurden für die Nachbarn gewissermaßen über Nacht aus den sechs Kolesnikows plötzlich zwölf.

Die konkrete Erklärung für diesen Zuwachs an Familie und Verantwortung: Sinaida und Viktor hatten sich mit Zustimmung der Behörden aus dem Kinderheim ihrer Stadt sechs Elternlose geholt und sie zu Geschwistern der eigenen vier Kinder gemacht. Das erste „Familienkinderheim“ in Karelien war geboren. Die pädagogisch gebildeten Kolesnikows wechselten Beruf und Arbeitsplatz. Nicht Kunst-, sondern ausschließlich Kinder-Erziehung bestimmt jetzt ihren Tag. Und sie gehen nicht mehr in die Schule auf Arbeit, sondern bleiben zu Haus, um „von Berufs wegen“ Eltern für zehn Kinder zu sein. Hauptamtlich nun: denn als Erzieher im eigenen Familienkinderheim bekommen sie vom Staat Gehalt. Sinaida sitzt auf zwei Planstellen. Sie ist Wäscherin wie auch Köchin. Tagaus tagein zehn Rangen zu bekochen, und liebevoll dazu, das allein ist schon eine Kunst.

Zunächst jedoch mußten die vier „echten“ Kolesnikows verstehen lernen, daß die sechs Neuen fortan Bruder und Schwester sind: mit gleichen Rechten und Pflichten.



# snikows
## und ihre Kinder

Und auch Kinder-Freundschaften sind nicht schnellwüchsig wie Bambusholz. Die sechs aus dem Kinderheim hatten dafür plötzlich eine richtige, intakte, oft ersehnte, oft erträumte Familie. Vor allem war da jemand, zu dem man voll Vertrauen „Vater“ und „Mutter“ sagen konnte. Mit Gutenachtkuß und menschlicher Wärme. Mancher aber mußte in der neuen Familie erst das Lachen lernen, mußte lernen, sich mit den anderen zu freuen und mit ihnen zu bangen. Wer heute die Zehn der Kolesnikows erlebt – wild und zurückhaltend, sich genierend und auf kindliche Weise kontaktfreudig –, der vermag schon nicht mehr zu sagen, wer von wo kommt. Und das ist eigentlich das größte Kompliment an Sinaida und Viktor – zwei Menschen, die auch Mut für ihre Entscheidung brauchten, denn der Alltag ist voller Probleme: Da fehlten Möbel, da mußte ein gasbeheizter Warmwasserspeicher her. Und die zwei kleinen Zweizimmerwohnungen in einem Fünfgeschosser sind für die Zwölf noch lange kein Einzug ins Paradies. Mascha, die Älteste, ist die größte Hilfe ihrer Mutter. Sie geht in die 5. Klasse. Tima und Sascha lernen in der 3., Asja ist Schulanfängerin, während Jura, Valera, Sascha II, Oleg, Shenja und Tanjuscha noch Vor-Schulkinder sind.

Wer den Kolesnikows begegnet, sieht sie meist zusammen. Ob in der Gemäldeausstellung. Oder im karelischen Wald, wo sie oft Großvater Jugo besuchen – den freiwilligen Vormund der ungewöhnlichen Familie. Und bei der nicht endenwollenden Arbeit im Haushalt hat Mutter Sinaida in ihrem Viktor und den Kindern eine richtiggehende Hilfe. Beispielsweise beim Schuheputzen. Oder beim Kartoffelschälen. Oder beim Abwasch…

Bekannte und Unbekannte haben die Kolesnikows mit Glückwünschen überhäuft. Und auch mit recht brauchbaren Geschenken. Der Künstlerverband Kareliens schickte Farben, Pinsel und Staffeleien, die Sport- und Erholungsgenossenschaft „Sei gesund“ aus Petrosawodsk einen Farbfernseher. Und die Karelische Abteilung des Lenin-Kinderfonds will den Kolesnikows auf ihr Wochenendgrundstück am Ufer des Ladogasees zwei schmucke Sommerhäuschen setzen. Trotz solcher Hilfe müssen Sinaida und Viktor am Monatsende jeden Rubel dreimal umdrehen. Doch auch besser rechnen werden die zu gutem Zweck „zweckentfremdeten“ Kunsterzieher aus Olonez gewiß noch lernen. Sie haben jedenfalls als erste in Karelien praktisch bewiesen, wie man den guten Beschluß mit Leben erfüllt.

*Horst Goldschmidt (Text)*
*Semen Maistermann/TASS (Fotos)*

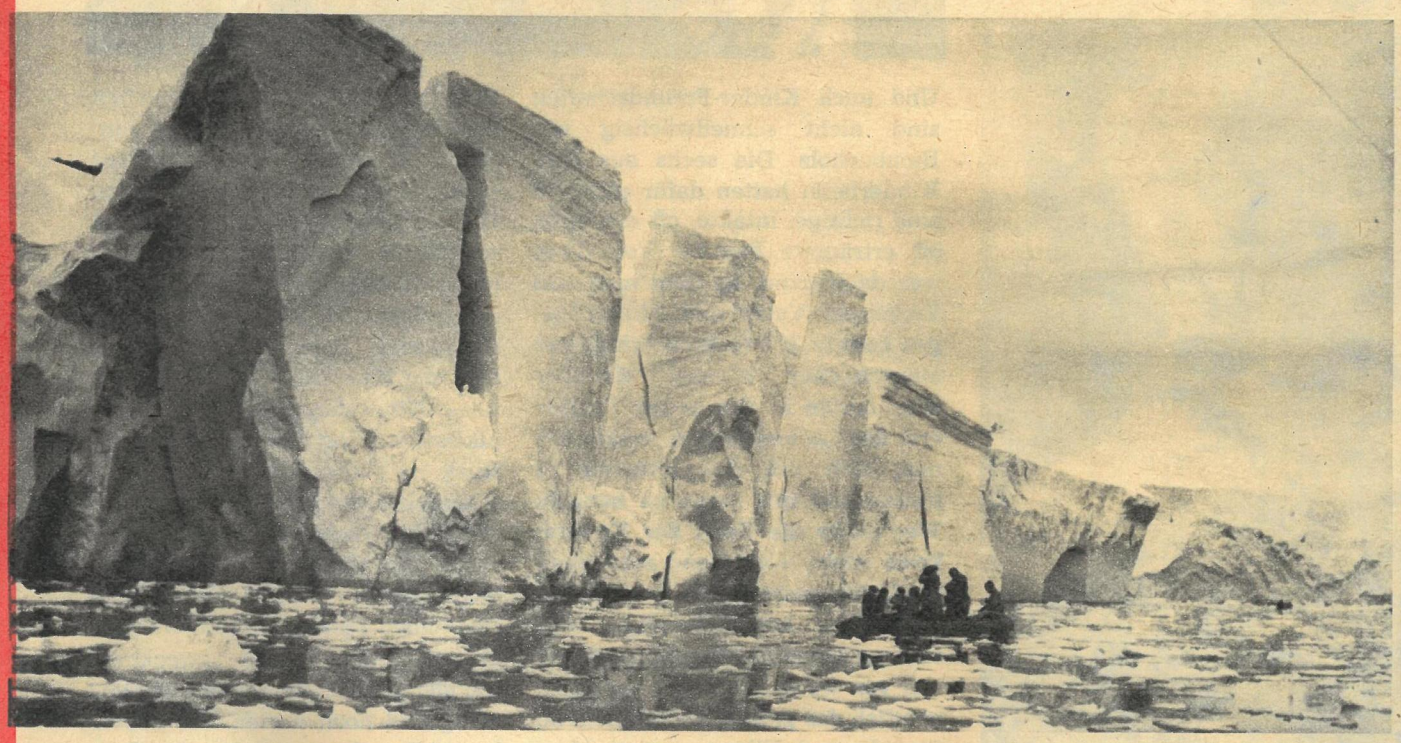
# Wird es wärmer?

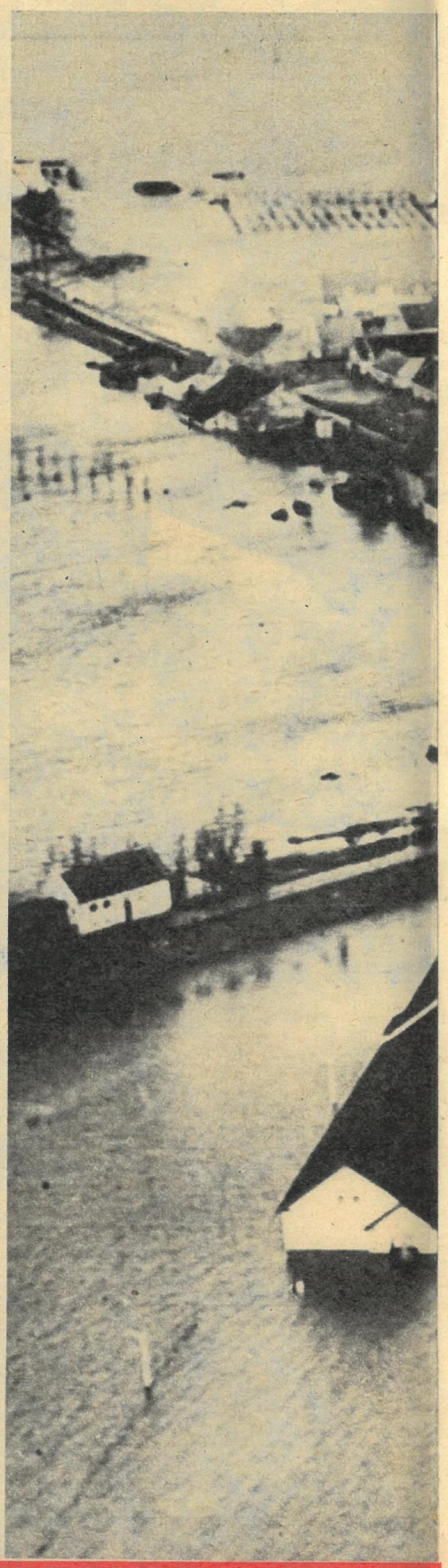
**Newelskij:** Michail Iwanowitsch – was ist mit dem Wetter los?

**Budyko:** Mit dem Wetter ist überhaupt nichts los.
**Newelskij:** Aber warum haben im vergangenen Winter in den USA klirrende Fröste gewütet, während auf den Straßen Leningrads nicht einmal Schnee lag?

**Budyko:** Was Jahr für Jahr irgendwo auf unserem Planeten abläuft, ist in vielen Fällen wegen der Instabilität der atmosphärischen Prozesse nur schwer vorauszusagen. So hatten wir eben beispielsweise dieses Jahr im europäischen Teil unseres Landes praktisch keinen Winter. Aber das alles sind Wettererscheinungen. Klimatische Veränderungen kann man nur nach Beobachtungen feststellen, die

Verändert sich das Klima? Welche Folgen hätte das für die Menschheit? Über diese Fragen führte W. Newelskij, Mitarbeiter der „Iswestija", ein Gespräch mit dem bekannten sowjetischen Klimatologen Michail Budyko, Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, das wir gekürzt wiedergeben.





sich über mindestens fünf bis zehn Jahre erstrecken. Übrigens haben wir schon 1972 eine krasse Erwärmung für einen großen Teil der UdSSR vorausgesagt. Leider hat man uns nicht geglaubt.
**Newelskij:** Aber auf der Krim fiel der Schnee im vorigen Jahr zwei Monate früher als sonst, und selbst die Ältesten konnten sich nicht an eine derartige Kälteperiode erinnern.

**Budyko:** Was die Ältesten angeht, so kann man sich auf deren Gedächtnis nicht verlassen. Es gibt ein wissenschaftliches Kriterium: die durchschnittliche Temperatur für die ganze Erdkugel, und die steigt seit 1981 sehr schnell. Jedes Jahr ein neuer Rekord. Jetzt leben wir schon in einem so warmen Klima, wie wir es in unseren Breiten seit 500 Jahren nicht hatten.
**Newelskij:** Was bringt die Atmosphäre durcheinander? Der Mensch?

**Budyko:** Die Möglichkeit einer globalen Erwärmung infolge der Wirtschaftstätigkeit des Menschen hat die Wissenschaft bereits Anfang der sechziger Jahre ins Auge gefaßt. Durch die steigende Verbrennung von Erdöl, Kohle und anderen Kohlenbrennstoffen sammelt sich in der Atmosphäre zunehmend Kohlendioxid an, das die Sonnenstrahlen passieren läßt, während es die vom Planeten ausgehende Wärmestrahlung zurückhält. Auf diese Weise verstärkt es den sogenannten Treibhauseffekt. Anfangs wurde die Konzeption einer allgemeinen Erwärmung von den meisten Wissenschaftlern angezweifelt. Erst Ende der siebziger Jahre fand sie allgemeine Anerkennung.
**Newelskij:** Steht die Klimatologie damit vor einem neuen, unerforschten Phänomen?

**Budyko:** Das warme Klima, das sich jetzt schnell entwickelt, ist nichts Unbekanntes und nichts absolut Neues. Die Natur arbeitet gern nach ihr geläufigen Standardmodellen. Als wir die chemische Zusammensetzung der Atmosphäre in vergangenen Epochen untersuchten, fanden wir heraus, daß die Atmosphäre im Verlauf fast der gesamten Erdgeschichte viel mehr Kohlendioxid enthielt als heute. Die Werte passen gut zu einem längst bekannten Fakt: In ferner Vergangenheit war das Klima des Planeten bedeutend wärmer als gegenwärtig. In den letzten 200 Millionen Jahren – ausgenommen die neuere Zeit – besaß die Erdkugel keine Polkappen. Es gab keine Winter mit Schnee und starken Frösten. Der Planet war warm vom Nordpol bis zum Südpol. Die Küste des Nördlichen Eismeeres war von immergrünen Pflanzen gesäumt. In den polaren Breiten spazierten Dinosaurier umher. Mit anderen Worten, durch die Einschätzung des Konzentrationsgrades von Kohlendioxid in diesem oder jenem Zeitabschnitt erhielten wir die Möglichkeit, die klimatischen Bedingungen der Vergangenheit zu untersuchen und diese Angaben als Analogie des Klimamodells zu nutzen, mit dem wir in der Zukunft rechnen müssen. Die Ergebnisse unserer Untersuchungen und auch die der Amerikaner berechtigen zu der Feststellung, daß sich eine merkliche Änderung des globalen Klimas vollzieht. Die durchschnittliche Temperatur an der Erdoberfläche ist bereits um 0,7 Grad Celsius gestiegen.

**Newelskij:** Also erwarten uns weitere Überraschungen?

**Budyko:** Ja. Die heutigen Temperaturrekorde sind nur der Anfang. Jetzt ist die Rede von Zehnteln, Anfang des kommenden Jahrhunderts wird die Erwärmung wahrscheinlich über ein Grad betragen, in fünfzig, sechzig Jahren etwa bei drei Grad liegen.
**Newelskij:** Und dann würden die Polkappen tauen?

**Budyko:** Genauer: die Polkappe. Das Nordpoleis kann bei einer Erhöhung der Durchschnittstemperatur um drei Grad teilweise oder vollkommen tauen.
**Newelskij:** Wie würde sich das auf den Spiegel des Weltozeans auswirken?

**Budyko:** Gar nicht. Das See-Eis ist in dieser Hinsicht ganz ungefährlich. Gefahr droht von den Eismassen Grönlands und besonders der Antarktis. Auf dem sechsten Kontinent stützt sich der Eispanzer teilweise auf die feste kontinentale Scholle, doch sein wesentlicher Teil hängt sozusagen im Seewasser. Bei einer schnellen Erwärmung des Ozeans kann dieser Eispanzer bersten, und das könnte zu einer Katastrophe führen. Viele Küstenstädte wären in Gefahr, da der Spiegel des Weltozeans sehr schnell stiege – innerhalb weniger Jahre um fünf, sechs Meter. Aber das nächste Jahrhundert braucht eine solche Katastrophe noch nicht zu fürchten. Und für die fernere Zukunft Prognosen aufzustellen ist sinnlos. Denn es ist beispielsweise sehr wahrscheinlich, daß die heutige Energetik von einer anderen, uns noch nicht bekannten abgelöst wird. Und diese Ablösung wird nicht aus Furcht vor einer klimatischen Katastrophe stattfinden, sondern deshalb, weil der kohlenstoffhaltige Brennstoff mit den Jahren energetisch unrentabel wird.
**Newelskij:** Seit der Industrierevolution kämpfen zwei Tendenzen miteinander. Einerseits nimmt die Konzentration von Kohlendioxid in der Atmosphäre zu. Die Folge ist ein Temperaturanstieg auf der Erde. Andererseits findet eine zunehmende Verschmutzung der Atmosphäre durch die Industrie statt. Dadurch sinkt die Oberflächentemperatur der Erde, da der Staub die Sonnenstrahlung zurückhält. Welche dieser Tendenzen wird in Zukunft die Oberhand gewinnen?

**Budyko:** Der Treibhauseffekt ist durch präzise Beobachtungen belegt und durch wissenschaftliche Berechnungen, die keine Zweifel zulassen, bestätigt. Was den Einfluß von aerosolen Teilchen auf die Durchsichtigkeit der Atmosphäre angeht, so ist deren Rolle der globalen Erwärmungstendenz keineswegs äquivalent. Industrieaerosole sind vor allem in den unteren Schichten der Atmosphäre konzentriert. Ihr Einfluß auf unser Klima ist im globalen Maßstab nicht groß. Wo der Verschmutzungsgrad hoch ist, wird ein klimatischer Effekt beobachtet, den die Wissenschaft weiter erforschen muß.

Fotos: ZB (1), UP (1)

**Ob Sturmflut oder Wolkenbruch wie in Holland – irgendwann fließt das Wasser wieder ab. Aber was wird, wenn Eisberge schmelzen?**

FREIE WELT–Serie 2

# Die heulenden Wölfe

**Als junger Kommunist emigrierte Heinz Hoffmann 1935 in die Sowjetunion. Von dort aus ging er nach Spanien, um in den Reihen der Interbrigaden am Spanischen Bürgerkrieg teilzunehmen. Als die deutschen Faschisten 1941 auch die UdSSR überfielen, erhielt Heinz Hoffmann eine neue Aufgabe: Er wurde tätig in Gefangenenlagern und Antifaschulen. Nach dem Krieg kehrte er in seine Heimat zurück und war von 1960 bis zu seinem Tode 1985 Minister für Nationale Verteidigung der DDR. Aus dem zweiten Band seiner Erinnerungen „Moskau–Berlin" druckt FW Auszüge.**

In der letzten Oktoberwoche erhielt ich meinen Marschbefehl, empfing Verpflegung und trat mit zahlreichen anderen Genossen und in Begleitung meiner Frau die Fahrt zu meinem Einsatzort an. Die erste Etappe der Reise führte uns bis Ufa, in die Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, wohin Teile des EKKI (Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale) evakuiert worden waren. Dort sollte ich mich melden, neue Anweisungen empfangen und dann in ein Lager für deutsche Kriegsgefangene weiterfahren. Mein künftiger Einsatzort lag in der Kasachischen SSR, unweit von Karaganda. Dort, so erklärten mir die Genossen, befinde sich das „Spasso-Sawodski-Lager", ein Lager für deutsche Kriegsgefangene, in dem ich als Oberinstrukteur arbeiten werde. Fast 1700 Kilometer Bahnfahrt waren noch zu bewältigen.

In unserer Unterkunft in Ufa trafen wir zwei Genossen, die dasselbe Fahrtziel hatten wie wir: Erich und Aenne Kundermann. Beide kamen ebenfalls aus Moskau, wo Erich einen ähnlichen militärischen Ausbildungslehrgang absolviert hatte, während Aenne, eine gebürtige Mannheimerin übrigens, bei der Komintern wirkte. Später, im Lager, als Erich als Instrukteur und Aenne in der Lagerverwaltung als Inspektorin eingesetzt wurden, arbeiten wir eng und gut zusammen.

Am 8. November trafen wir in Karaganda ein. Die sowjetischen Genossen, die uns abholten und uns wohl die Strapazen der fast zweiwöchigen Reise ansahen, trösteten uns mit dem Bemerken, es sei nicht weit bis zum Lager. Doch in einem Land wie diesem, in dem allein schon das Gebiet Karaganda rund viermal so groß ist wie die DDR, gelten andere Raum- und Zeitbegriffe als bei uns. Nicht weit – das hieß in unserem Falle immerhin noch 40 bis 50 Kilometer Fahrt durch trostlose Steppe, bis wir „Spasso-Sawodski-Lager", das Kriegsgefangenenlager 7099/1, endlich erreichten. Der Name war vom Ort Spasski Sawod abgeleitet worden.

## ● Wohnen auf Kohle

Das Lager bestand zu dieser Zeit aus 15 bis 20 Baracken für jeweils etwa 100 Gefangene. Daneben lagen die Stabsbaracke mit den Arbeitsräumen des Kommandanten, Oberst Grischin, und des Diensthabenden, eine Küchenbaracke mit Speiseräumen, die medizinische Einrichtung sowie ein kleiner Laden, in dem man sich mit Waren des täglichen Bedarfs versorgen konnte. Die sowjetischen Genossen, die meist ihre Frauen bei sich hatten, wohnten etwas abseits, etwa 200 bis 300 Meter vom Stacheldrahtzahn entfernt, in gut ausgebauten Semljankis (Erdhütten, d. Red.). Auch wir deutschen Instrukteure bezogen jeder eine solche Semljanka, die zum Schutz gegen Kälte und die oft tagelang anhaltenden Stürme mit einer Erdaufschüttung bedeckt war. Unsere Semljanka besaß einen kleinen Vorraum, an den sich ein Wohnraum anschloß: mit Rohholz verschalt, etwa 15 bis 20 Quadratmeter Fläche, ein Ofen, Bett, Schrank, Tisch, einige Hocker – so glich das Ganze einem solide gebauten Unterstand, der uns die ungewohnten Härten und die Tücken des kasachischen Winters einigermaßen gut überstehen ließ. Zumindest brauchten wir in unserer Semljanka nie zu frieren, denn wir saßen ja buchstäblich auf der Kohle.

Trotzdem waren die Lebensbedingungen für alle Menschen, die dort lebten, schwierig und hart. Da es in der Steppe weder Brunnen noch eine Wasserleitung gab, mußte das Wasser herangeschafft und darum mit jedem Tropfen gespart werden. Am schlimmsten aber waren die Stürme. Der aus Nord und Nordwest oft tage- und nächtelang heulende Buran brachte stets eisige Kälte und Unmengen aufgewirbelten körnigen Schnees. Dann waren die Eingänge zu unseren Semljankis am Morgen völlig zugeweht und mußten freigeschaufelt werden. In der Steppe vom Buran überrascht zu werden, konnte für Mensch und Tier den Tod bedeuten.

Im Januar 1942 sank die Quecksilbersäule wiederholt auf 30 bis 40 Grad unter Null. Wenn mir wenige Monate zuvor jemand prophezeit hätte, daß nachts hinter unserer Behausung Wölfe heulen und Küchenabfälle fressen würden, hätte ich ihm wahrscheinlich nicht geglaubt. Und doch kam es so.

Bis zu unserer Ankunft im November 1941 arbeitete Heinz Wieland als einziger deutscher Instrukteur im Lager, unterstützt von dem rumänischen Genossen Scherzer, der dank seiner ausgezeichneten deutschen Sprachkenntnisse für Heinz eine bedeutende Hilfe war. Jetzt waren wir immerhin zu viert: Erich Kundermann, Genosse Scherzer, Heinz Wieland als Instrukteure und ich als Oberinstrukteur. Als wir unsere Arbeit aufnahmen, lebten im Lager etwa 500 bis 600 vorwiegend deutsche Kriegsgefangene. Der kleinere Teil bestand aus Finnen, später kamen noch Rumänen hinzu. Bald traf ein weiterer Transport mit etwa 1000 bis 1200 Deutschen ein. Unsere erste Aufgabe bestand darin, zu den Kriegsgefangenen, die zwar unsere Landsleute waren, uns aber als ihre Feinde betrachteten, Kontakt zu finden. Das Haupthindernis, auf das wir dabei besonders anfangs stießen, war nicht so sehr die faschistische Ideologie in den Köpfen der Kriegsgefangenen, sondern mehr noch die allgemeine Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit, die die meisten erfaßt hatte und bei vielen bis zur Apathie führte.

## ● Verbündete gesucht

Politische Arbeit unter den Kriegsgefangenen hieß deshalb in diesen ersten Tagen und Wochen nicht mehr und nicht weniger, als einen Großteil von ihnen den Lebenswillen wiederfinden zu lassen. Wir gingen in die Baracken, setzten uns auf den Pritschenrand und verbuchten es schon als einen ersten Erfolg, wenn es uns gelang, die bei vielen vorhandene Scheu und das Mißtrauen zu überwinden („Was ist das für ein Deutscher, der da in sowjetischer Uniform umherläuft?").

Obwohl ich, wie ich glaube, ein kontaktfreudiger Mensch bin, fiel mir diese neue Arbeit anfangs nicht leicht, und mitunter bewunderte ich Heinz Wieland. Er genoß bei vielen Kriegsgefangenen Ansehen und gewann mehr und mehr ihr Vertrauen. Einfühlsame Arbeit mit den Menschen war Heinz Wielands große Stärke – auch in späteren Jahren, während seiner Tätigkeit als Mitarbeiter im Apparat des Zentralkomitees unserer Partei.

Unsere politischen Aufgaben im Lager waren natürlich nur zu schaffen, wenn es uns Instrukteuren nach und nach gelang, Verbündete unter den Kriegsgefangenen zu finden! Obwohl uns die sowjetischen Genossen bei der Arbeit auf vielfältige Weise unterstützten, das war ein Problem, das wir allein lösen mußten. Wir fanden in jeder Baracke zwei, drei, manchmal auch mehr Leute, die bereit waren, mit uns zusammenzuarbeiten – nicht selten gegen den erbitterten Widerstand mancher ihrer Mitgefangenen. Bis Mitte Dezember 1941 hatten wir ein antifaschistisches Lageraktiv mit 36 Mitgliedern geschaffen – vorwiegend Industrie- und Landarbeiter, Handwerker und auch einige Angestellte. Sie waren keine Kommunisten, noch nicht einmal in jedem Fall überzeugte Antifaschisten. Aber sie unterschieden sich von der Mehrzahl der Kriegsgefangenen durch ihren Willen, einen neuen Anfang zu finden, sich mit dem Hitlerfaschismus und ihrer eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen und für eine bessere Zukunft zu arbeiten.

## ● Ein revidiertes Bild

Unter den deutschen Kriegsgefangenen, die uns von Anfang an aktiv unterstützten, befand sich ein junger, fast schmächtig wirkender Soldat, von dem es hieß, er habe sich wenige Wochen nach dem Überfall auf die Sowjetunion zur Roten Armee durchgeschlagen. Das interessierte mich; denn in den ersten Monaten des Großen Vaterländischen Krieges zählte solch ein Verhalten zu den absoluten Ausnahmen. Im Gespräch erfuhr ich, er heiße Heinz Keßler, sei Maschinenschlosser aus Chemnitz. Sein Vater sei Kommunist und von den Faschisten zu einer Zuchthausstrafe verurteilt worden. Ich fragte, was ihn bewogen habe, zu uns zu kommen. Er sei jahrelang Roter Jungpionier gewesen, entgegnete Heinz Keßler, und daher wisse er, daß die Sowjetunion das einzige Land in der Welt sei, in dem die Rechte der Arbeiter und Bauern verwirklicht würden. Da habe er gar nicht anders handeln können. Wie für alle, die in der kommunistischen Jugendbewegung erzogen worden waren, war auch für Heinz Keßler die Sowjetunion als erster Arbeiter-und-Bauern-Staat der Welt Vorbild und Beispiel. Als Soldat hatte er Bauernkaten gesehen, in denen es zwar noch immer kein elektrisches Licht gab, dafür aber Bücher von Lenin und Tolstoi, von Goethe und Schiller. Das beeindruckte und beschäftigte ihn, weil der fehlende Strom so gar nicht in das Bild passen wollte, das er vom Sozialismus besaß, und deshalb erzählte er mir davon. Fünf, sechs Jahre zuvor war es mir ganz ähnlich ergangen, bis ich – nicht zuletzt auch durch unser Praktikum als Leninschüler in Nord-Ossetien – das ganze Ausmaß

der aus der Zeit der Zarenherrschaft überkommenen Rückständigkeit und die unermeßlichen Schwierigkeiten ihrer Überwindung begreifen gelernt hatte. Das schilderte ich Heinz Keßler, und wir waren uns darin einig, daß man die Gegenwart nur dann richtig verstehen und erläutern kann, wenn man auch um die Vergangenheit, um die Geschichte weiß.
Durch unser antifaschistisches Lageraktiv gelang es in verhältnismäßig kurzer Zeit, mit immer mehr Kriegsgefangenen ins Gespräch zu kommen und ihr Interesse schließlich auch für Probleme zu wecken, die über den Lageralltag hinausgingen: über den Krieg, über die Möglichkeiten und Aussichten, ihn zu beenden, über die Zukunft. In diesem Stadium der Arbeit erhielten wir überraschend Hilfe. Für uns alle völlig unerwartet, traf in der zweiten Dezemberwoche eine Brigade im Lager ein, die sich aus Genossen des ZK der KPdSU(B), der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee, des NKWD und aus Funktionären der Komintern zusammensetzte. Unter ihnen befanden sich auch deutsche Genossen, die unter der Leitung Walter Ulbrichts standen. Ich erinnere mich an Wilhelm Florin, Hans Mahle, Arthur Pieck, Lotte Kühn (Walter Ulbrichts spätere Ehefrau) sowie an Paul Försterling.
Nur wenige Kriegsgefangene schenkten unseren ersten Informationen über die Niederlage der Wehrmacht vor Moskau Glauben. Die Masse dagegen, für die es unvorstellbar war, daß sie von Kindesbeinen an systematisch und ohne Unterbrechung belogen und betrogen worden war, bezeichnete die sowjetischen Meldungen als Zwecklügen und primitive russische Propaganda.

## ● Ausflug in die Steppe.

Eines Morgens, etwa Ende Februar, Anfang März 1942, ich war als Diensthabender eingeteilt, bemerkte ich, wie ein Teil der Kriegsgefangenen aus den Baracken herausstürzte, sich auf den freien Flächen zwischen den Unterkünften Gruppen und Grüppchen bildeten, von denen einige angestrengt zu lauschen schienen, während andere aufgeregt miteinander stritten und diskutierten. Was war da los? Dem Verhalten der Leute nach mußte schon etwas ganz Außergewöhnliches passiert sein. Einer warf sein Käppi hoch, vollführte einen regelrechten Freudentanz und brüllte: „Hurra, Kameraden! Geschafft! Sie sind da!“ Satzfetzen schlugen mir ans Ohr: „Deutsche Haubitzen – Afghanistan, Samarkand… Vorstoß über den Ural.“ Ich begriff überhaupt nichts. Einige der Gefangenen blickten mich fragend an, andere grinsten hämisch und selbstsicher, wiesen triumphierend in die Ferne: „Hörst du das denn nicht?“ Und tatsächlich: Was da weit entfernt grollte und rumorte, war eindeutig Geschützfeuer. Jetzt vernahm ich es auch: Abschuß – Einschlag, hin und wieder einzeln, dann als ganze Salve.
Meine Vermutung, daß sich offenbar weit draußen in der Steppe ein Schießplatz der Roten Armee befinde, schien keiner für bare Münze zu nehmen. Die Situation entbehrte nicht einer gewissen Komik, wurde aber in dem Augenblick problematisch, als sich einige Gefangene in Richtung Lagertor bewegten und Anstalten machten, ihren vermeintlichen Befreiern entgegenzumarschieren. Mir blieb nichts anderes übrig, als unverzüglich dem Kommandanten Meldung zu erstatten. Oberst Grischin hörte mich schweigend an, um alsbald in schallendes Gelächter auszubrechen. Meine Vermutung bestätigte sich: 30 bis 40 Kilometer vom Lager entfernt, befand sich ein Artillerieschießplatz. „Und was schlägst du vor?“ fragte Grischin. „Soll man sie doch gehen lassen!“ entgegnete ich, felsenfest davon überzeugt, daß die Mehrzahl der Gefangenen dieses Risiko nicht eingehen würde. Denn was es bedeutete, bei diesen Temperaturen in den dünnen Uniformen mitten in der Steppe vom Buran überrascht zu werden – und damit war in dieser Jahreszeit ständig zu rechnen –, das hatten inzwischen bestimmt auch die hartnäckigsten Ostlandmarschierer begriffen. Oberst Grischin überlegte und meinte schließlich: „Vielleicht hast du recht. Kann sein, daß dadurch mancher schneller zur Vernunft kommt.“
Tatsächlich war die Anzahl jener, die das Lager verließen, nur ein kümmerlicher Rest von denen, die noch eine halbe Stunde zuvor zündende Reden gehalten oder ihnen gelauscht hatten. Vermutlich war der Mehrzahl doch Zweifel gekommen. Es vergingen wenige Stunden, bis der Torposten ihre Rückkehr meldete. Schweigend und durchfroren schleppten sie sich zu ihren Baracken. Es fehlte keiner.
Eines Tages rief mich Walter Ulbricht und erkundigte sich, wie weit unsere Vorbereitungen für die Weihnachtstage gediehen seien. Ob wir bereits konkrete Vorstellungen für eine Weihnachtsfeier der Kriegsgefangenen hätten, welche Lieder gesungen werden sollten und woher wir einen Weihnachtsbaum bekämen. Walter Ulbricht mußte wohl gemerkt haben, daß mich seine Fragen überraschten; denn er erklärte mir, warum die Arbeit mit den Gefangenen gerade an solch einem Tag wichtig – politisch wichtig sei. „Wie willst du Menschen für unsere Politik gewinnen, wenn du nicht ihr Vertrauen hast! Und das gewinnst du nicht, indem du das Weihnachtsfest einfach übergehst!“
Trotzdem war mir nicht recht wohl. Sollte ich mich als Marxist hinstellen und „O du fröhliche…“ anstimmen? Und dazu noch in dieser Situation? Walter Ulbricht zerstreute meine Bedenken. „Unter den Kriegsgefangenen gibt es einige Pfarrer. Laß ruhig einen reden! Und warum sollen nicht auch Weihnachtslieder gesungen werden? Wichtig ist, daß ihr alles gut vorbereitet und fest in der Hand behaltet!“

**Weihnachten im Kriegsgefangenenlager**

## ● Weihnachten

Oberst Grischin, mit dem Walter Ulbricht bereits gesprochen hatte, war einverstanden und sagte Unterstützung zu. Wir bildeten eine Arbeitsgruppe, und los ging's. Hätten mich die sowjetischen Genossen, die sich in vielen Dingen als außerordentlich praktisch und erfinderisch erwiesen, nicht so tatkräftig unterstützt, so wäre ich mit meinem Latein gewiß bald am Ende gewesen. Oberst Grischin befahl zwei sowjetischen Offizieren, die mit einem Pferdeschlitten bis weit hinter Akmolinsk (heute Zelinograd) in die nördliche kasachische Waldsteppe geschickt wurden, uns zwei Weihnachtsbäume zu holen. Einen Tag vor Weihnachten kehrten sie zurück und luden vier prächtige Kiefern ab.
Der Kommandant hatte für die Gefangenen eine Zusatzration Brot und Zucker genehmigt. Jeder erhielt etwas Tabak, sogar Kuchen wurde gebacken. Mag sein, daß die Ausgabe zusätzlicher Lebensmittel für viele den eigentlichen Höhepunkt des Weihnachtsfestes bildete. Trotzdem gewannen wir in der Folgezeit den Eindruck, daß unsere Weihnachtsfeier einen wesentlich stärkeren und nachhaltigeren Eindruck hinterlassen hatte, als es auf den ersten Blick schien. Allein die Tatsache, daß die sowjetische Lagerleitung deutsche Weihnachtsbräuche nicht nur respektiert, sondern selbst auch noch nach besten Kräften zum Gelingen der Feier beigetragen hatte, gab vielen Kriegsgefangenen doch zu denken. Und ich selbst? Die Frage, die ich im Gespräch mit Walter Ulbricht auf der Zunge gehabt hatte (Soll ich mich als Marxist hinstellen und „O du fröhliche…“ anstimmen?), hätte und habe ich später kein zweites Mal gestellt. Mir war klar geworden, daß es für einen Marxisten sinnvoll und keineswegs anstößig ist, die seit vielen Generationen in unserem Volk tief verwurzelten Weihnachtsbräuche zu pflegen. So habe ich es auch später gehalten.

*Mit freundlicher Genehmigung des Militärverlags der DDR*

**Im nächsten Heft:**

**Die nackten Generale**

Foto: Militärverlag der DDR

# Die Marschierer

Es gibt da eine fast unglaubliche, aber wahre Geschichte. Erzählt hat sie der englische Journalist Wilfred G. Burchett in seinem Buch „Der kalte Krieg in Deutschland". Im Herbst 1947, man beachte, bitte, die Jahreszahl, unterhielt sich Burchett in Westberlin mit einem Amerikaner namens Scammon. Ein vertrauliches Gespräch im kleinen Kreis. „In einigen Monaten", versicherte Mr. Scammon, „werden wir gestiefelt und gespornt sein, um loszumarschieren." Burchett äußerte leise Zweifel. „Scammon, ein Riese mit einem runden, rosigen Kindergesicht, lächelte mich an... ‚Aber sicher werden wir bereit sein. Gerade in der letzten Zeit habe ich mich damit beschäftigt, ein Memorandum zu unserer Besatzungspolitik in der Sowjetunion zu entwerfen.' Und Scammon... erörterte in ernstem Ton die Frage, wie man mit den Kolchosen und den Industriebetrieben verfahren würde."
Eine Dosis Großmäuligkeit einkalkuliert – Mr. Scammon war einer der höchsten Beamten seines Landes in Deutschland, nämlich Leiter der Politischen Abteilung der amerikanischen Militärregierung... Seine Offenherzigkeit macht Washingtons damalige Politik durchsichtig. Wer sich damit beschäftigte, Industrie und Landwirtschaft der UdSSR zu sortieren, konnte sich nicht mit der Einhaltung des Potsdamer Abkommens und ähnlichen Lappalien aufhalten.

**Werbung, April 1949: Wer hat Lust, mitzumarschieren?**

„Der Krieg in Europa endete erst vor drei Monaten ... Aber manche amerikanischen Zeitungen diskutieren bereits mit viel Lärm über die Frage eines Krieges mit Rußland."

**Senator Thomas, Vorsitzender der Militärkommission des Senats der USA, August 1945**

„Hitlers Armeen haben
aber Hitlers Gewaltph
daran, uns zu bezwing

In jenem vertrauten kleinen Kreis saß übrigens auch der spätere Bürgermeister von Westberlin Ernst Reuter. Mithin, deutsche Politiker, die als vertrauenswürdig galten, wußten sehr genau, womit ein Mr. Scammon seine Tage zubrachte. Das wird ihnen Mut gemacht haben. So verfiel, kaum war die Bundesrepublik gegründet, einer ihrer Minister, Kraft hieß er, auf die glorreiche Idee, „daß staatsrechtlich alle die Gebiete, die einmal zum Deutschen Reich gehört haben, noch Bestandteile des Deutschen Reiches sind". Alle Gebiete, die einmal... Dagegen nimmt sich der Ruf nach den Grenzen von 1937 geradezu bescheiden aus. Krafts Kanzler Adenauer, den Sinn, wie stets, aufs Praktische gerichtet, brachte die Sache auf den Punkt: „Der beste Weg, den deutschen Osten wiederzuerlangen" – und da dachte er keineswegs nur an die DDR – „ist die Wiederbewaffnung Deutschlands."

So einfach war das. Und tatsächlich, warum sollte sich einer, der mitmarschieren wollte bis zum Ural, mit Wilhelm Pieck an einen Tisch setzen? Warum sich Gedanken über die deutsche Spaltung machen? War Moskau erst pulverisiert, würde sich schon alles weitere finden.

*Jürgen Jessel*

Foto: Archiv

# 22 ZEUGENVERNEHMUNG

**Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949**

haben wir bezwungen,
altphilosophie ist nahe
zwingen."

**Wall Street Journal, 30. Oktober 1945**

„Der nächste Krieg muß in den ersten drei Wochen gewonnen werden. Während dieser Zeit müssen wir alle militärischen Zentren Rußlands pulverisieren."

**Abgeordneter Cannon, Vorsitzender des Finanzausschusses des Repräsentantenhauses der USA, 18. April 1950**

# Für ein paar Stunden

Der Tanzboden ist aus Marmor. Rund um die Kasachstaner Gebietsstadt Aktjubinsk schauen die Ablagerungen eines urzeitlichen Meeres – Kreidebänke und Kalkfelsen – allenthalben durch den wüstenhaft kargen Steppenflor. Material direkt vor der Tür, um manches Bauwerk mit Schmuck zu versehen, der anderswo nur Schlössern und Palästen zugebilligt wird, aus Rentabilitätsgründen. Das Kulturhaus der Eisenbahner von Aktjubinsk – 1935 erbaut – indes ist kein Palast.

Aber der Tanzboden ist aus Marmor. Und obwohl die meisten Tänzerinnen barfuß sind, muß man unter ihrem Stampfen um das steinharte Parkett bangen. Zyganka – Tanz der Zigeuner.

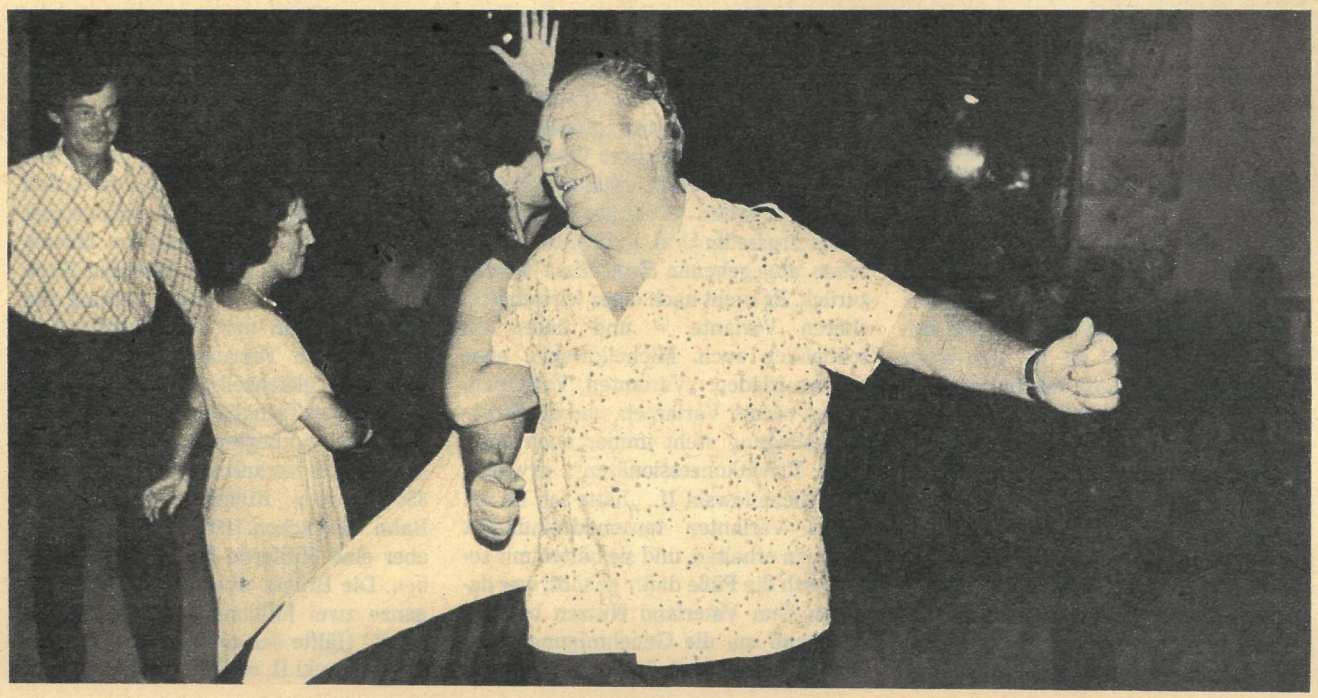
Nicht einfach so. Sondern Wettstreit, wer sie, die Zyganka nämlich, am besten kann. Das fordert vollen Einsatz. Doch wie sich so allmählich die Tanzfläche leert, da wird klar, daß wir auf den „Ball der über Vierzigjährigen" geraten sind. Nicht bei jedem reicht die Kondition für die ganze Strecke. Die anderen gewinnen desto mehr Freiraum. Der Diskjockey läßt es nun zeitweilig wehmütiger dröhnen. Das beruhigt Pulse und Atem… Doch schummelt da nicht eine? Sie sinkt entrückt zu Boden, läßt nur noch das Tamburin klirren. Aber ihre Beine haben derweil Ruh'… Andere probieren einen Trick als indische Bajadere, verharren im erquickenden Stillstand, lassen nur den Kopf seitlich wackeln. Nicht lange, dann treibt die rasende Musik sie wieder zum tollen Wirbel. Schließlich dreht man im Wettbewerb!

Wie zögerlich sie dann zur Walzerrunde auf die Tanzfläche gehen. Zu jung noch für den Dreivierteltakt? Doch bei der georgischen Lesginka wollen es alle wieder wissen. Adlertanz. Und um einen sechzigjährigen Zweizentnermann bildet sich ein achtungsvoller Kreis, rhythmisches Händeklatschen. Als der Tanz besonders feurig wird und für landläufige sowjetische Verhältnisse bei den Damen zu viel Knie zu sehen ist, eilen drei besorgte Frauen zum Fotografen: „Du bist doch nicht etwa von der Lokalzeitung? Willst zeigen, wie schamlos es beim Tanz der alten Semester zugeht? Du, wir wollen weiter un-

sere Bälle haben, mach uns keinen Ärger!“

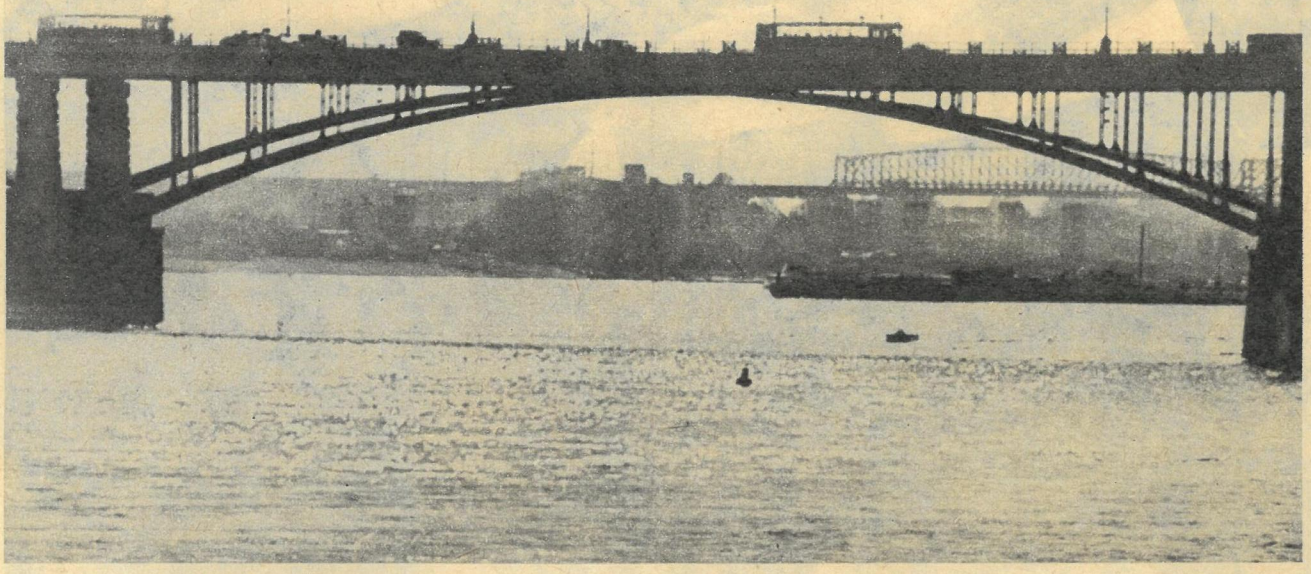
Allzuschnell kommt die Milizstunde, 23 Uhr. Vielleicht ist es sowieso schon ziemlich spät für manchen, der allein hierher gekommen ist. Für ein paar ausgelassene Stunden. Einer nach dem anderen verabschiedet sich. Ohne Rausch. Einer nach dem anderen geht. Alle über vierzig, allein. Vielleicht, weil es noch nie die große Liebe war, vielleicht, weil s i e zu einem anderen ging, e r zu einer anderen, vielleicht, weil sich im Wohnheim oder in der übervollen Gemeinschaftswohnung keine dauerhafte Familie gründen ließ. Allein. So kann Leben auch sein. Schade, daß wir bis zum Schluß geblieben sind…

*Klaus Hurrelmann (Text)*
*Michael Herrmann (Fotos)*



# Michailowski gegen Michailowski

**Technische Denkmale sind Erinnerungen an kühne Entwürfe, an Baumeister, Erfinder, Menschen, die ihrer Zeit voraus in die Zukunft dachten. Die Nowosibirsker Ob-Eisenbahnbrücke, am 31. März 1897 dem Verkehr übergeben, zählt zu den technischen Denkmälern der russischen Ingenieurkunst im 19. Jahrhundert. Zwei Namensvettern führten um sie einen erbitterten Streit.**



Der Mitarbeiter einer Illustrierten hat es nicht leicht, sich der Brücke in Nowosibirsk – auf dem Foto oben im Hintergrund rechts – fachgerecht zu nähern. Nicht nur, daß von dem vehementesten Widersacher des Bauwerks in allen einschlägigen Archiven kein Foto zu finden ist (deshalb ganz oben rechts nur eine Silhouette); auch an eine moderne Ansicht der seinerzeit von den Fachleuten in aller Welt als „russisches System" gefeierten Konstruktion kommt man kaum heran. Vor Jahren hieß es: „Ihr versteht – die Brücke ist ein Nadelöhr der Transsibirischen Eisenbahn, einer strategischen Verkehrsader, das man einem Fremden nicht gerne im Nahaufnahmebereich zeigt." Und nun, im Zeitalter der Aufklärung im allgemeinen und der sowieso alles erspähenden Satelliten im speziellen, wo der Fotograf, wie überall üblich, seinen Standpunkt wählen kann, solange er nicht auf Betriebsgelände muß, da ist der alten Dame aus dem vorigen Jahrhundert ein kräftigerer Bruder zur Seite gestellt worden, der nicht nur jede Sicht versperrt, sondern vorerst auch nicht auf Fremde in seiner Nähe erpicht ist. Denn wiederum brach ein Streit aus, den man intern auszutragen hat, diesmal zwischen den Denkmalschützern und den Ökonomen, wobei letztere den Stahl des nunmehr außer Betrieb zu setzenden Bauwerks lieber eingeschmolzen sehen würden und sich dabei dem Reporter aus der DDR gegenüber sogar auf ein Brecht-Zitat berufen: „...und ehrten ihn also, indem sie sich nützten!" Doch das nur am Rande.

Als am 26. Mai 1886 der Ingenieur Michailowski von der nach schlechten Erfahrungen mit Privatkonzessionären gerade erst geschaffenen Provisorischen Verwaltung der staatlichen Eisenbahnen eingestellt wurde, bekam er in den Gehaltslisten eine römische Zwei an seinen Namen gehängt – um ihn von jenem Michailowski zu unterscheiden, der als Chef der Samarsk–Slatouster Linie bei diesem ersten gemeinsamen Projekt sein unmittelbarer Vorgesetzter war. Auftragsgemäß erkundet Michailowski II. einen wichtigen Abschnitt dieser Trasse im Ural, zieht jedoch seine schon abgegebenen Ergebnisse wieder zurück. Er sucht nach einer wirtschaftlicheren Variante – und findet sie schließlich auch. Michailowski I. aber ist unzufrieden: „Varianten, Varianten, immer wieder Varianten, und die Streckenfestlegung steht immer noch aus." „Von Privatkonzessionären", erwidert ihm Michailowski II., „hätte ich für all meine Varianten tausenddreihundert Prämien erhalten, und sie hätten mir sogar noch die Füße dafür geküßt; wer dagegen dem Vaterland Nutzen bringen will, muß um die Genehmigung dafür noch betteln, wer jedoch den Staat beraubt, kassiert Millionen..." Michailowski I. schweigt und unterschreibt das Projekt.

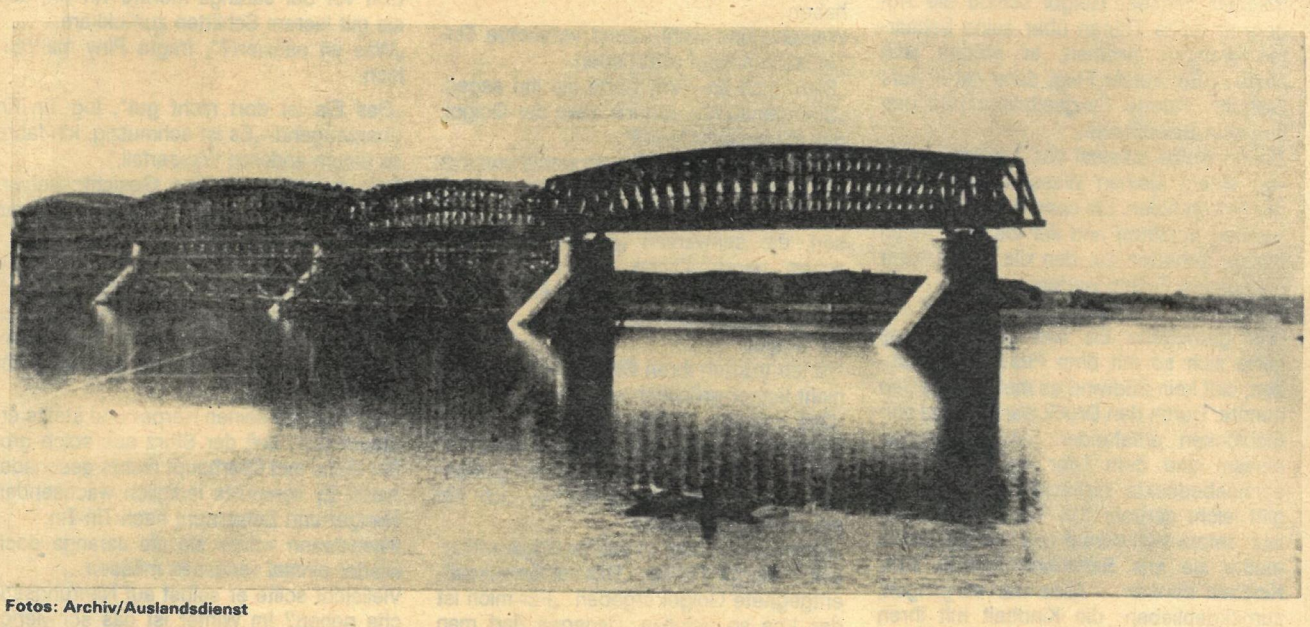
Fünf Jahre später. Wieder haben die Michailowskis gemeinsam zu tun. Die russische Regierung plante schon lange den Bau der Sibirischen Eisenbahn. Mitte der achtziger Jahre wurden die ersten Erkundungsarbeiten in Sibirien durchgeführt: Der Ingenieur Mescheninow schlägt vor, den Ob in Kolywan mit einer Brücke zu überqueren und die Strecke dann über Tomsk – eine damals allerdings schon an Bedeutung verlierende Gouverneursstadt – weiterzuführen. Einheimische und ausländische Konzessionäre wittern das große Geschäft und schlagen ihre Mitarbeit vor. Doch die Regierung entscheidet, den Bau allein mit staatlichen Mitteln und ohne Hinzuziehung fremden Kapitals zu errichten – unter Leitung der Verwaltung, in der die Michailowskis arbeiten. Im Februar 1891 wird beschlossen, gleichzeitig von zwei Punkten aus, von Tscheljabinsk und von Wladiwostok, zu beginnen. Der auf fünfzehn Jahre veranschlagte Bau ist mit 350 Millionen Rubeln kalkuliert; die Bahn wird schon 1904 fertig sein, dann aber eine Milliarde Rubel gekostet haben. Die Brücke über den Ob übrigens ganze zwei Millionen davon, weniger als die Hälfte der geplanten Summe.

Michailowski II. sollte, dem groben Plan Mescheninows folgend, die konkrete Trassenführung für die Obforcierung festlegen. Am 19. Mai 1891 kommt er in Kolywan am Zusammenfluß von Irtysch und Ob an – gerade an jenem Tag, da in Wladiwostok feierlich in einem offiziellen Zeremoniell der Grundstein für die Transsib gelegt wird. Michailowski empfindet, was schon Tschechow ein Jahr zuvor bei seiner Reise durch diese Region gesehen und in seiner Skizze „Durch Sibirien" beschrieben hatte: „Der Irtysch ist breit. Wenn ihn Jermak während des Hochwassers durchschwommen hätte, wäre er auch ohne seine Rüstung ertrunken." Es kann kein Zufall sein, daß sich der Ingenieur in seiner späteren Auseinandersetzung gerade auf diesen Kosakenataman beruft, der von der Kama bis zum Irtysch vordrang, 1582 den sibirischen Chan Kutschum besiegte und die russische Eroberung Sibiriens einleitete: „Hier hat sich Jermak mit unmenschlichen Anstrengungen den Weg zum Ruhm geschlagen. Jahrhunderte sind vergangen, und jetzt sind wir gekommen, die große Sache zu vollenden. Mit der Errichtung einer Eisenbahn machen wir diese unwirtliche Gegend zu einer realen Errungenschaft Rußlands. Und wie es Jermak seinerzeit mit verschwindend geringen Kräften geschafft hat, müssen wir alle Anstrengungen darauf richten, die Kosten für den Bau der Eisenbahn zu senken. Wir dürfen nicht teuer bauen, denn wir haben eigentlich keine Mittel für diese Eisenbahn, die wir aber brauchen wie die Luft und das Wasser..."

Werst für Werst erkundend, überzeugt sich Michailowski davon, daß der Brükkenschlag über den Ob bei Kolywan aus ingenieurtechnischer Sicht nicht zu empfehlen ist. Erst viel weiter stromaufwärts, beim Dorfe Groß-Kriwostschekowo, findet er eine Stelle, die ihm zusagt: „Hier ist der Ob, wie die Bauern sagen, in eine Röhre gezwängt. Mit anderen Worten, die Ufer des Flusses und das Flußbett sind felsig. Und dabei ist das die schmalste Stelle des Stroms: bei Kolywan wären 12 Werst zu überbrükken, hier aber weit weniger."

Nur einen Haken hat die neue Variante: Tomsk würde nicht mehr an der Transsibirischen Magistrale liegen können, sondern nur noch eine Abzweigung von der Hauptstrecke bekommen. Ein Gedanke, der die Ortsgewaltigen, die ihre Privatwäsche zum Reinigen mit der Eilpost nach Paris schickten, in Rage brachte. Doch Michailowski II. bleibt bei seinen Argumenten: „Bei Kriwostschekowo wird die Brücke um über tausend Arschin kürzer, wodurch allein 3 Millionen Rubel einzusparen sind. Es gibt keinen Grund, dem Transitgüterverkehr unseres großen Landes überflüssige 120 bis 150 Werst aufzuzwingen."

Michailowski I. unterstützt zunächst den Namensvetter, nachdem er sich ja schon im Ural von der Zweckmäßigkeit seiner Vorschläge überzeugt hatte. Dann fährt er auf Drängen der dortigen Honoratioren selbst nach Tomsk. Und so wie sein Foto aus allen Archiven verschwunden ist, bleibt es auch immer ein Geheimnis, welche „Beweise" ihn an



Fotos: Archiv/Auslandsdienst

Ort und Stelle umgestimmt haben – jedenfalls lehnt er plötzlich das Projekt kategorisch ab.

Ein halbes Jahr brauchte Michailowski II. für die Erkundungsarbeiten am Ob, anderthalb Jahre kämpft er jetzt in den Ämtern und Behörden von Petersburg um die Standortentscheidung. Mit Spannung verfolgen die Beamten im Verkehrsministerium den Kampf zwischen Korruption und fachlichem Engagement, zwischen Unehrlichkeit und Ehrlichkeit, schließen unterderhand sogar Wetten ab. Das Machtwort spricht am 23. Februar 1893 der Zar, der sich für sein Geld und damit für den Eisenbahnbrückenbau am Ob bei Kriwostschekowo entscheidet.

Als die Arbeiten begannen, gab es dort nur die Dörfer Groß-Kriwostschekowo und Klein-Kriwostschekowo, Perewo, Bugry, Wertkowo und auf dem gegenüberliegenden Ufer eine gerade vor zwei Jahren errichtete Verbanntensiedlung – alles in allem siebentausend Menschenseelen. Der Baubeginn war also die Geburtsstunde für die wohl berühmteste sibirische Stadt unseres Jahrhunderts: in nur neunundsechzig Jahren ist Nowosibirsk zur Millionenstadt geworden. Der seinerzeitige Rekordhalter Chicago brauchte für seine erste Million neunzig Jahre.

*Dietrich Pätzold*

**Baubeginn im Ob bei Kriwostschekowo (oben)**

**Der Fluß ist fast überquert (Mitte)**

**Die Ob-Brücke nach ihrer Fertigstellung (unten)**

Сибирь—Sibérie. № 4.

Мостъ черезъ рѣку Обь.

**Der Polarjäger Goigoi gerät bei der Jagd auf eine Eisscholle. Lange treibt er weit vor der Küste. Kälte, Hunger und Verzweiflung drohen ihn zu überwältigen, doch er sehnt sich nach seiner Frau Tin-Tin, die er leidenschaftlich liebt und zu der er zurückkehren will.**
**Auch Tin-Tin will sich dem Ratschluß der Stammesältesten nicht beugen, die Goigoi für tot erklärt und schon den Tag festgelegt haben, an dem sie die Frau seines Bruders werden soll… Die alte Tschuktschenlegende vom Teryky, dem fellbewachsenen Ungeheuer, zu dem ein Mensch nach langem Driften auf einer Eisscholle wird, diente dem tschuktschischen Schriftsteller Juri Rytchëu (geb. 1930) als Vorlage für diese bewegende und fesselnde Geschichte um Liebe und menschliche Selbstbehauptung, die im Herbst dieses Jahres in der Märchenreihe des Verlages Volk und Welt erscheint. FW veröffentlicht einen Auszug aus der Erzählung „Teryky" in der Übersetzung von Waltraud Ahrendt.**

Der Entschluß zu sterben führte Goigoi zur Steilküste überm allmählich zufrierenden Meer. Die frostharten Moosblüten gaben dem sich Anklammernden Halt, und er erklomm die höchste Stelle, um sich von dort hinabzustürzen auf die scharfen Eisbrocken unter den schwarzen Felsen.
Seit er seine Verwandlung erkannt hatte, war der Wunsch, Tin-Tin wiederzusehen und in die heimatliche Siedlung zurückzukehren, dem festen Entschluß gewichen, für immer aus dem Leben zu gehen. Es konnte keine Rede davon sein, sich in dieser Gestalt vor den Menschen zu zeigen. Die Menschen töteten einen Teryky, wann immer sie einen erwischten. So jedenfalls hieß es in den alten Sagen.
Während er zur Steilküste hochkletterte, empfand Goigoi zu seiner Verwunderung eine seltsame Zwiespältigkeit. In dieser mit kurzem Fell bewachsenen Gestalt schienen gleichsam zwei Wesen zu existieren, und während das eine fest entschlossen war zu sterben, sperrte sich das andere durchaus dagegen. Vorsichtig lief Goigoi am Rande der Steilküste entlang, beinahe besorgt, nicht zufällig abzustürzen; bei allem blinden Gram hielten sich in ihm eine erstaunliche Wachheit des Denkens, Umsicht und Klarheit des Handelns.

Von hier oben war die Siedlung gut zu sehen. Die zwei Jarangen standen auf der langen steinigen Nehrung, die der Schnee dem eisbedeckten Meer und der zugefrorenen Lagune anglich. Dort glomm das Leben, das ihm fremd geworden, zu dem ihm der Weg für immer abgeschnitten war. Von den Dächern stieg Rauch, manchmal blinkte Feuer in der aufkommenden Dämmerung. In der Abendstille drangen Stimmen und Hundegebell in Goigois geschärftes Gehör.

Von all dem, von der ganzen ihn umgebenden Welt mußte er für ewig fort. Es hatte ja keinen Sinn mehr, zu bleiben, denn ein Teryky hat keinen Platz im Leben. In der ganzen riesigen Weite gibt es kein Fleckchen für einen Verwandelten, Unglücklichen, Verdammten! Selbst die Polarmaus, wenn sie dem Fuchs und dem Wolf entkommt, selbst die Krähe, der Hase, der Braunbär und der Eisbär – sie alle finden ihren Unterschlupf. Nur ein Teryky nicht. Allem, was auf der Erde lebt und existiert, ist ein Teryky fremd.
Welch bitterer Gram, für immer diese Welt zu verlassen, diese klare Weite, die ins Bewußtsein dringt und einen über die Erde zu erheben scheint.
Aber es muß sein!
Goigoi blickte nach unten, und leichter Schwindel erfaßte ihn: wie tief! Sollte er wirklich nicht die Kraft aufbringen, die zwei Schritte bis zum Rand zu tun und seinen behaarten Körper auf die scharfen Eisschollen zu stürzen? Er, der Meeresströmung, Hunger und Wahnsinnseinsamkeit widerstanden hatte?
Er sah sich schon zerschmettert unten liegen, sah die grellen Blutspritzer auf dem frischen Schnee. Goigoi schloß die Augen, er fühlte Tränen über seine behaarten Wangen strömen, er stürzte sich hinab… Ein kurzer Flug, dann fiel er aufs Gesicht. Warme Ewigkeitsfinsternis umfing sein Bewußtsein.
Tin-Tin wollte diesmal das Trinkwassereis von einem kleinen Wasserfall unterhalb der Felsen holen. Sie spannte sich vor den leichten Schlitten und lief los, den tiefen blauen Schatten zu, den die übers Meer hängenden Felsen warfen.
Durch mehrere Frosttage war das ans Ufer getriebene Eis fest geworden, es hatte sich so mit dem Festland verbunden, daß kein Südwind es mehr wegreißen konnte. Durch den Druck war ein Grat von Eisblöcken entstanden, doch zwischen diesem und dem Ufer lag eine glatte schneebedeckte Eisfläche. Der Schlitten glitt leicht darüber hin, Tin-Tin nahm Anlauf, setzte sich darauf und rodelte. Dabei mußte sie ans Schlittenfahren in ihrer Kindheit denken… Alles war vergangen, zurückgeblieben: die Kindheit mit ihren Spielen, die kurze glückliche Ehe. Vor ihr lag nichts mehr, das Freude verhieß. Beim Gedanken an die Zukunft erstarrte alles in Tin-Tin, wie die Natur erstarrt war, dem Winter unterworfen. Also wurde es auch im Leben des Menschen mit der Zeit Winter: da kamen die Fröste des Leidens, kamen seelische Stürme, die alle Wärme fortbliesen. Im Schatten der Felsen empfing Tin-Tin Stille, die unheimlich war. Die Frau blickte um sich und redete sich selbst gut zu: längst noch nicht so viel Schnee, daß eine Lawine zu befürchten wäre, und auch Eisbären kommen zu dieser Jahreszeit noch nicht.
Trotz alledem wuchs die unverständliche Unruhe an und ergriff auch das Denken. Bis zu dem gefrorenen Wasserfall war es ziemlich weit. Tin-Tin war schon fast im Begriff umzukehren, als sie im frischgefallenen Schnee in einer Vertiefung, die zum Meer abfiel, außergewöhnlich große Spuren entdeckte. Von Kind an kannte sie sich aus mit Spuren im Schnee. Nein, dies war kein Braunbär, kein Eisbär, weder Wolf noch Vielfraß, aber auch kein Mensch. Doch schließlich konnte kein Niemand barfuß durch den Schnee gegangen sein…

Tin-Tin folgte mit den Augen der Richtung dieser Spur, sie führte nach oben, zu den Felsen überm Meer. Ihr Herz schlug laut und rasch, in der angespannten Stille dröhnte der Herzschlag in den Ohren. Nein, sie mußte umkehren. Hier stimmte etwas nicht, Ungutes und Bedrohliches barg diese von den Felsen verdunkelte Stelle…

Und plötzlich hörte Tin-Tin ein schwaches Stöhnen. Sie schrak zusammen. Das Stöhnen kam von vorn, wo die Eisblöcke sich türmten. Und irgend etwas war in dieser Stimme, daß Tin-Tin losrannte, ohne zu überlegen.
Er lag zwischen zwei aufrechtstehenden Eisschollen, wie in einem Käfig.
„Goigoi!" rief Tin-Tin, so laut und durchdringend, daß von den Felsgipfeln oben Schnee herabstäubte. Eine schwarze Krähe, aufgeregt krächzend, flog vom Eis auf.

Tin-Tin eilte zu dem Liegenden, drehte ihn auf den Rücken, legte ihr Gesicht an das seine.
„Goigoi!" rief sie. „Ich wußte, daß du zu mir zurückkommst, ich habe immer geglaubt, daß du noch lebst!"
Er schlug die Augen auf, gequälte, halberloschen und doch so vertraut, schmerzhaft vertraut…
„Goigoi! Du bist es, Goigoi! Ich bin ja so froh, dich wiederzusehen! Mein Herz hat mich hierhergeführt, es muß es gewußt haben…
Weinend und wehklagend versuchte Tin-Tin, seinen Kopf abzuheben.
„Sieh mich an, Tin", hörte sie ihn sagen. „Sieh genau hin. Bin ich etwa der Goigoi, den du gekannt hast?"
Erst jetzt rückte Tin-Tin ein wenig von ihm ab. Voller Schrecken betrachtete sie das Gesicht, mit dichtem kurzen Fell bewachsen, die schwarzen großen Füße, zwischen deren Zehen ebensolches Fell wuchs, genau wie auf den Armen und überall am ganzen Körper.
„O Goigoi!"
Tränen trübten ihren Blick, sie konnte ihn nicht länger gründlich anschauen.
„Das vergeht, Goigoi… Das kann doch nicht sein! Das kann doch nicht sein!"
„Doch, Tin, es ist nun einmal so gekommen", erwiderte Goigoi traurig. „Ich bin ein Teryky geworden!"
„Aber wieso? Warum solche Ungerechtigkeit?" klagte Tin-Tin. „Das ist Schicksal", entgegnete Goigoi ergeben. „Für mich ist das Los so gefallen. Dagegen darf man nicht hadern."
Goigoi kam allmählich zu sich. Als er über sich Tin-Tins Gesicht sah, hatte er zuerst gedacht, er sei schon in der Nähe des Polarsterns und habe den Weg durch die Wolken in der Bewußtlosigkeit zurückgelegt. Doch offenbar kann ein Teryky sich nicht selbst ums Leben bringen… Nicht von ungefähr berichtet die alte Legende, dem Teryky sei es bestimmt, nur von Menschen den Tod zu empfangen. Wer aber würde sein Mörder sein? Kĕu oder Piny? Oder am Ende Tin-Tin? Und warum nicht? Warum sollte nicht sie ihn vom Leiden befreien?
„Tin", rief er leise.
„Wie schön, deine Stimme zu hören", gab sie zur Antwort.
„Du siehst, wie ich verwandelt bin?"
„Für mich bist du Goigoi geblieben."
„Aber ich kann nicht in die Jaranga zurück."

„Ich werde hier mit dir leben."
„Dann kommen wir beide um."
„Meinetwegen, wenigstens zusammen."
Goigoi seufzte.
„Du redest unvernünftig… Dir hat das Schicksal bestimmt, du sollst leben, und mein Los ist es, durch die Hand eines Menschen zu fallen. Und je früher das geschieht, um so besser ist es für mich, für die Menschen und auch für dich … Töte mich, Tin."
„Sprich nicht so. Goigoi!" Tin-Tin hörte auf zu weinen. „Ich habe die Götter angefleht, daß ich dich wiedersehen, daß ich deinen Körper wieder berühren darf, und die Götter haben dich mir gesandt."
„Nicht den Goigoi, sondern einen Teryky."
„Ach, für mich bist du immer Goigoi."
„Trotzdem, ich muß getötet werden. Immer noch besser, wenn du es tust. Dann wird es für mich leicht und eine Freude sein, durch die Wolken zu gehen… Die Götter haben uns dieses Wiedersehen beschieden, damit wir Abschied voneinander nehmen."
„Nein!" widersprach Tin-Tin entschlossen. „Die Götter haben dich so zurückgeschickt, um mich zu prüfen."
Noch niemals hatte Tin-Tin soviel nachdenken müssen. Die Gedanken schwärmten durch sie hindurch wie Vogelzüge im Frühling.
„Kennst du die Höhle dort hinterm Felsen? Versteck dich dort und warte auf mich. Ich lasse mir etwas einfallen."
„Aber Tin-Tin, ich bin doch kein Mensch!" rief Goigoi leidzerrissen. „Sieh mich doch richtig an."
„Sei still! Für mich bleibst du immer Goigoi", unterbrach ihn Tin-Tin. „Ich bin bald zurück. Warte auf mich."
Erst vor der Jaranga merkte Tin-Tin, daß sie mit leerem Schlitten zurückkam.
„Was ist passiert?", fragte Piny mißtrauisch.

„Das Eis ist dort nicht gut", log Tin-Tin überzeugend. „Es ist schmutzig. Ich fahre zu einem anderen Wasserfall."
Piny musterte Tin-Tins Gesicht: Verwirrung, gesenkter Blick – sie wußte ja, was bald bevorstand. Zwei Nächte noch…
Goigoi fand die Höhle mühelos. In ihr lag fast kein Schnee, nur am Eingang erhob sich eine kleine Schneewehe, wie eine natürliche Schwelle. Die Höhle war klein, doch sie reichte völlig als Unterschlupf für die erste Zeit.
Goigoi prüfte seinen Körper und stellte erstaunt fest, daß der Sturz aus solch großer Höhe ihm überhaupt nichts geschadet hatte. Er verspürte lediglich wachsenden Hunger und Sehnsucht nach Tin-Tin.
Irgendwann würde sie die Jaranga doch wieder einmal verlassen müssen…
Vielleicht sollte er selbst auf Nahrungssuche gehen? Im Winter ist das schwierig. Doch plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: In der Nähe der Höhle standen ja Fallen für Polarfüchse. Schon vom Herbst an pflegte man abgehäutete Robben und Seehunde zu diesen Fallen zu bringen, um das Wild an diese Stelle zu gewöhnen.
Goigoi kroch aus der Höhle und fand bald den Jagdplatz. Sobald die fressenden Polarfüchse ihn von weitem erblickten, stoben sie davon. Hier gab es genug Nahrung. Goigoi aß sich satt und nahm noch einen halben Robbenleib mit. Darüber vergaß er ganz, ein Teryky zu sein. Erst als er sich in der Höhle bequemer eingerichtet hatte, dachte er wieder kummervoll an sein Äußeres, betrachtete das Fell auf den Armen, befühlte es im Gesicht.
Tin-Tin erwachte ganz früh, als die Morgenröte über dem Meer aufging. Es war das übliche Morgenrot der ersten winterlichen Jagd, bei der der Mensch zum erstenmal die Festigkeit des neuen Eises erprobt.

Sie war aufgewacht, kurz bevor Piny sich von seinem Lager erhob, sie bereitete ihm das Morgenmahl und stand dann vor der Jaranga, bis der Jäger hinter den Eisblökken verschwunden war.
Piny hatte sich mehrmals umgesehen und mit Befriedigung festgestellt, daß Tin-Tin ihn heute schon wie einen rechtmäßigen Gatten verabschiedete. Vielleicht könnte er sie heute nacht nehmen? Nein, lieber abwarten. Es war ja nicht mehr lange. Zumal sie sich, wie man sah, bereits abgefunden hatte.
Tin-Tin belud den Schlitten mit mehreren Rentierfellen, Kleidung, gekochtem und rohem Fleisch, dann spannte sie sich davor und eilte zur Höhle.
Goigoi saß am Eingang. Als sie ihn sah, so

Juri Rytchëu

# Tiefe blaue Schatten

Illustration: Reiner Zieger

düster und gedankenversunken, spannte Tin-Tin all ihren Willen an, um nicht auf sein Äußeres zu achten.

Sie zog den Schlitten geradewegs in die Höhle.

Als Goigoi die Kleidung durchsah, lachte er bitter auf.

„Die brauch ich jetzt nicht. Das Fell wärmt."

Tin-Tin jedoch bestand darauf, daß er sich anzog. So ähnelte er mehr dem gewohnten Goigoi.

„Bring mir getrost rohes Fleisch", bat Goigoi. „Das sättigt besser und wärmt von innen."

Nebeneinander setzten sie sich auf die Renfelle, die sie auf den Steinboden gebreitet hatten, schmiegten sich aneinander, und sogar durch die Fellkleidung hindurch wuchs stärker und stärker ihr heißer Drang zueinander.

Tin-Tin wünschte die Berührung seines Körpers neu kennenzulernen und abermals zu spüren, doch da störte das kurze, warme, erstaunlich weiche Fell, das den ganzen Mann gleichmäßig überzog. Dann aber verschwand dies alles, war vergessen, und Tin-Tin verging auf dem Gipfel glückseligsten Erlebens. Heiß schlug ihr Atem in Goigois Ohr, sie berührte ihn mit geöffneten Lippen, und danach, wohlig erschöpft, schlief sie tief ein.

Goigoi rückte ein wenig von ihr ab, betrachtete im schwachen Licht ihr Gesicht, berührte vorsichtig mit den Fingerspitzen, die frei von Fell waren, ihr Haar und weinte leise. In seinem Innern, wohl da, wo das Herz saß, war eine unsichtbare blutende Wunde entstanden, und jede Berührung Tin-Tins, ja, jeder Blick auf sie erzeugte unerträglichen Schmerz. Seine Tränen fielen auf Tin-Tins friedliches, im Schlaf lächelndes Gesicht, sie rannen zu ihren Ohren, die vom wirren Haar verdeckt waren.

Tin-Tin schlug die Augen auf, lächelte und sagte leise: „Noch nie habe ich mich so wohl gefühlt wie jetzt. Ich glaube, das ist das wirkliche Glück, durch das Kinder gezeugt werden."

„Was sagst du da, Tin?", rief Goigoi erschrocken. „Guck doch, wie ich aussehe. Und wenn nun genau so eines geboren würde – eines mit Fell?"

Tin-Tin dachte kurz nach, dann sagte sie sehr bestimmt: „Was immer für eines geboren wird, es ist von dir und von mir. Als der Wal Rëu und das Mädchen Nau sich liebten, dachten sie auch nicht darüber nach, ob Waljunge oder Menschenkinder geboren würden. Für sie war das Wichtigste, daß sie sich liebten. Wenn solch eines geboren wird, wie du denkst, dann begründen wir eben ein neues Menschengeschlecht..." Sie streichelte das Fell.

„Die Winterkälte wird ihnen nichts ausmachen ..."

„So darfst du nicht sprechen", seufzte Goigoi und barg sein Gesicht an Tin-Tins Brust. „Der Mensch muß trotz allem ein Mensch bleiben, wenn er schon Mensch ist..."

Der kurze Frühwintertag entfaltete sich. Bläuliche Helle drang allmählich in die Höhle, Abglanz von Schnee und Eis, und beleuchtete die eisbedeckten Wände und das tränenüberströmte behaarte Gesicht Goigois. In Tin-Tins Augen las er, wie schwer es ihr fiel, wie unheimlich es ihr war, sich an sein neues Aussehen zu gewöhnen. Je heller es in der Höhle wurde, um so unruhiger wurde Tin-Tin. Sie mied seinen Blick, und Goigoi redete ihr zu:

„Geh nun ... Sie werden sich sorgen in der Jaranga, sie werden dich suchen ..."

„Sie suchen mich nicht", erwiderte Tin-Tin. „Piny ist aufs Eis gegangen, Këu wollte in die Tundra, Fuchsfallen aufstellen."

Goigoi drängte es zu fragen, wessen Frau sie geworden sei. Aber jedesmal, wenn er dazu entschlossen war, blieben ihm die Worte im Halse stecken. Und er wollte auch die Gedanken daran verdrängen. Wenn er zuweilen unwillkürlich daran dachte, stieg ihm das Blut heiß zu Kopfe, sein Verstand trübte sich durch das ihm unvertraute Gefühl des Neides auf die Brüder.

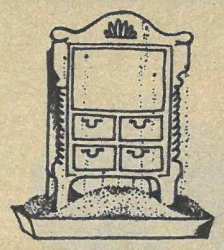
„Trotzdem, du mußt jetzt gehen", beharrte Goigoi. „Unser Schlupfwinkel muß sicher bleiben, keiner darf ihn entdecken..."

Tin-Tin brach auf, den kleinen leichten Schlitten ziehend. Aus der Höhle schaute Goigoi ihr nach. Sie machte halt am Wasserfall, schlug mit der steinernen Axt Eis ab, dann verschwand sie hinter einer Uferbiegung.

Goigoi blieb verwirrt zurück. Wie weiter leben? So etwas kann nicht lange gehen. Die Brüder würden sich nicht mit der Nachbarschaft eines Teryky abfinden; sobald sie es herausbekämen, würden sie ihn aufstöbern und umbringen.

# HUMOR ★ Holzwurmstichelei

Ein Kuriositätensammler fragt nicht danach, wie unnütz etwas ist, wenn es nur ungewöhnlich und rar ist. Samuel Butler



László Sólyom

## Armer alter Altstoffhändler

An jenem Freitagvormittag vernahm ich endlich den Ruf, auf den ich schon lange gewartet hatte: „Altstoffe! Kaufe Altstoffe!" – Ich sprang zum Schrank, riß die drei Anzüge heraus, den Paletot, den Pelz und das halbe Dutzend Schuhe, dann öffnete ich die Wohnungstür und rief ihm schon von weitem entgegen: „Einen schönen guten Tag!" „Tach", knurrte der untersetzte alte Mann und blickte von der Schwelle ins Treppenhaus zurück. „Zweieinhalb Etagen!" „Stimmt!" nickte ich. „Zeigen Se mal!" sagte er und trat ein.

„Das wär's", sagte ich und zeigte auf die alten Sachen vor dem Schrank.

„Deswegen ham Se mich raufkommen lassen?" fragte der Altwarenhändler. „Vielleicht sehen Sie sich die Sachen mal an. Diese Anzüge..."

„Zweieinhalb Etagen – und nicht mal 'n Fahrstuhl..." „Die Anzüge sind noch wie neu, und der Pelz..." „Denken Se, ich hab automatische Lungen? Hören Se dieses Rasseln?" „Wissen Sie, ich hatte mir gedacht..." „Woll'n Se mir nicht 'nen Stuhl anbieten?" Er sank auf einen Stuhl. „Sie sind ja auch kein Grünschnabel mehr, aber ich könnt' Ihr Vater sein! Vielleicht 'n Glas Wasser? Außerdem zieht's!" Während ich das Fenster schloß und Wasser holte, war er in das andere Zimmer gegangen und hatte es sich dort im Sessel bequem gemacht. „Wenn wir aussterben", sagte er, „ist's vorbei mit dieser Branche. Die Jugend heute..." „Entschuldigen Sie, aber ich hatte ernsthaft geglaubt, daß diese Kleidung hier... Englischer Stoff..."

„Meister, Sie machen mir 'nen intellektuellen Eindruck. Mörser? Altes Bügeleisen? Petroleumlampe? Kupferkessel? Irgendwas werden Se schon finden!" „Nichts."

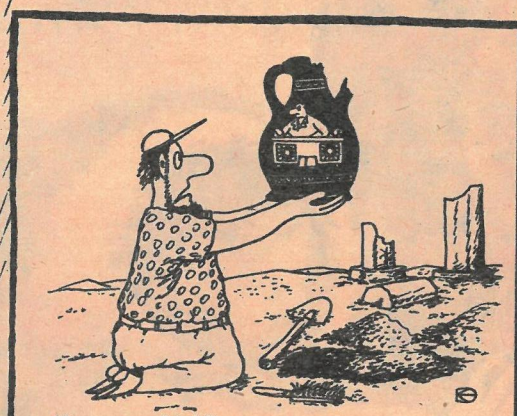
„Und bei den Büchern da? Wenn Se schon 'nen armen alten Mann zwingen, daß er zweieinhalb Etagen hochklettert..."

„Suchen Sie sich was aus! Wütend deutete ich auf meine Bücherwand und folgte besorgt seinem Blick, der gelangweilt über meine Lieblinge strich: Mikszáth, Móricz, Tolstoi, Zweig... „Ham Se nicht was Ernsteres?" fragte er. „Vielleicht ‚Wer wird der Siebente sein?' oder ‚Holzbein kehrt zurück'?"

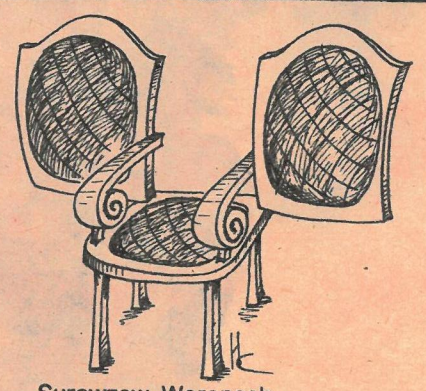
„Bedaure, damit kann ich nicht dienen."

„Gemälde? Nur das, was da an der Wand hängt?" „Nur das. Und jetzt muß ich wirklich gehen."

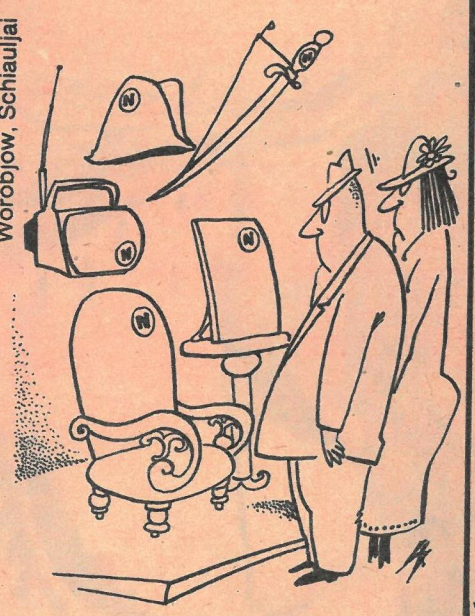
„Nehmen Se mich ein Stück mit?" „Ich habe keinen Wa-



Kasanewski, Kiew



Surowzew, Woronesh

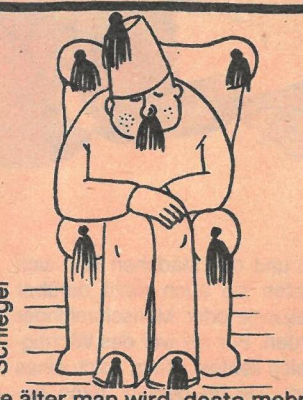


Worobjow, Schiauljai

Je älter, desto moderner

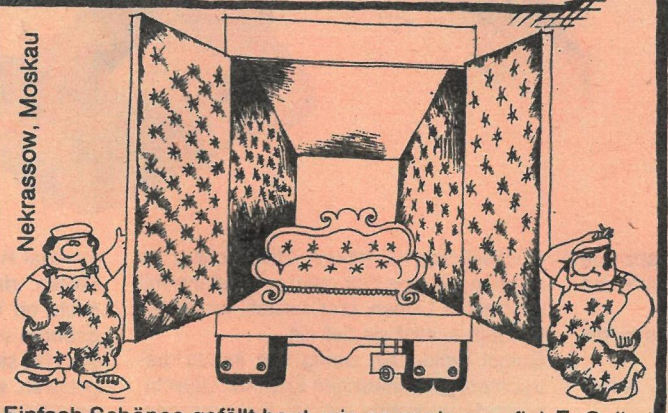
Schneider

Verständig ist, wer sich nicht um das grämt, was er nicht hat, sondern sich an dem erfreut, was er hat. Demokrit



Schlegel

Je älter man wird, desto mehr schätzt man Ordnung. J. Paul



Nekrassow, Moskau

Einfach Schönes gefällt heut, wie es gestern gefiel. E. Geibel

## 2 Wochenspruch

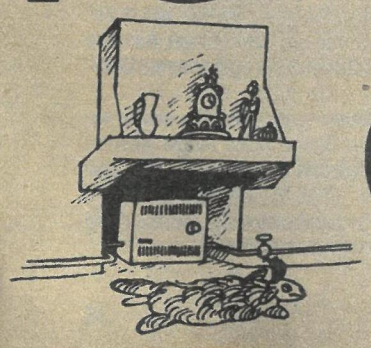
Es gibt viele Dinge, die wir fortwerfen würden, wenn wir nicht fürchteten, andere könnten sie aufheben.

Oscar Wilde

Der Erzbischof von Mainz besaß eine besonders erlesene Reliquiensammlung, die er, als Halle protestantisch wurde, von dort nach Mainz bringen ließ.

Luther begleitete den Abtransport der Sammlung durch eine Flugschrift, in der er zwölf der wichtigsten Reliquien anführte: „Ein schön Stück vom linken Horn Mosis, drei Flammen vom Busch Mosis auf dem Berge Sinai, ein ganz Zipfel von der Fahne, damit Christus die Hölle aufstieß, auch eine große Locke vom Barte Beelzebub, der an derselbigen Fahne kleben blieb, ein halber Flügel von Sankt Gabriel, dem Erzengel, ein ganz Pfund von dem Winde, der vor Elias vorüberrauschte in der Höhle am Berge Horeb, zwei Ellen von dem Ton der Posaunen auf dem Berge Sinai, dreißig Bombart von der Paucke, so Miraim, der Schwester Mosis, am Roten Meer gehört, ein groß schwer Stück von dem Geschrei der Kinder Israels, damit sie die Mauern Jerichos niederwarfen, fünf schöne helle Saiten von der Harfe Davids, drei schöne Lockhaare des Absalom, damit er an der Eiche hängen blieb, sowie zwei Federn und ein Ei vom Heiligen Geist."

An den Scherben sieht man, was ein Topf gewesen.

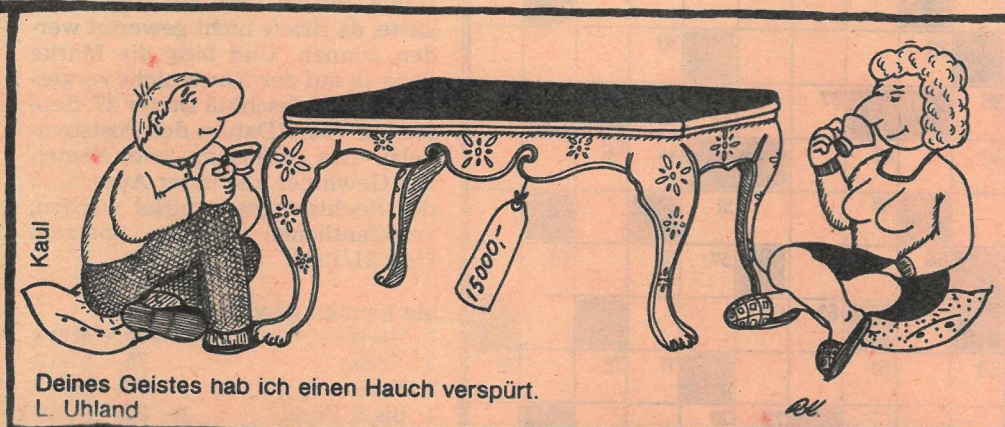


Warum ist niemand
weit und breit
Im vollen Besitz
der Behaglichkeit?
Das kommt davon,
es ist hienieden
Zu vieles viel zuviel verschieden.
Wilhelm Busch

Hast du schon gemerkt, daß du nicht die Sachen besitzt, sondern daß sie

Was selten ist, das hat den höchsten Reiz. Petron

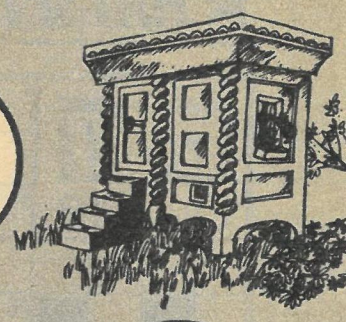
Mit manchen Dingen muß man prahlen, um sich ihrer nicht zu schämen.
Jean Paul




Deines Geistes hab ich einen Hauch verspürt.
L. Uhland

## Biete

Nur an Liebhaber! Ungetragenes Ölbild von 1902, Nappaleder handsign., Federbetten, echt Meißen, aus Omas Tagen und Fahrrad m. Zinndeckel (Gründerjahre) kunstvoll bemalte Silbermünzen Zwiebelmusterhobelbank schmiedeeis. Panoramakinderwagen (Barock). Zuschriften nur ab 17 Uhr an Johannes Conrad



## An- und Verkauf

Der Mensch geht manchmal unbedacht zu Werk, was ihm die Folge Zeit läßt, zu bereuen.

★

Es steigt der Mut mit der Gelegenheit. William Shakespeare

Johannes Conrad

### Vom Antiquitätenmarkt

Ich studierte das schöne Buch „Biedermeier" von Willi Geismeier und betrachtete längere Zeit, von einer gewissen Vorahnung erfüllt, das darin wiedergegebene, von Adolf Senff im Jahre 1853 gemalte Bild „Kürbisstilleben", auf welchem Zierkürbisse aus dem Biedermeier zu sehen waren. Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Die gleichen, aber haargenau die gleichen Biedermeierzierkürbisse hatten wir im letzten Jahr in Mühlenbeck gefunden, wo sie wild auf der Müllkippe wuchsen, taufrisch, und, Tante Erna sagte es, „wie gemalen". Ich bin sofort in die Küche, wo jene Kürbisse noch als Zimmerschmuck, etwas verstaubt, in einer großen Schale lagen, und habe sie mit Adolf Senffs Biedermeierzierkürbissen verglichen. Es war erschütternd, wie Senffs Biedermeierzierkürbisse unseren Mühlenbekkern glichen. Wie aus dem Gesicht geschnitten! Unsere sahen fast biedermeierischer aus als die senffschen! Bot sie gestern schon meinem Kollegen Masselmann für dreißig Spundbretter an, leider aber sammelt der nur Biedermeiergläser. Die aber wachsen nicht auf der Mühlenbecker Kippe. Entweder inseriere ich nun, oder ich tausche sie gegen eine kleine Tiefkühltruhe ein. Vielleicht biete ich sie auch dem Staatlichen Kunsthandel an, denn auf Adolf Senffs Bild sind sie nur in Öl gemalt, wir aber haben echte Biedermeierzierkürbisse!

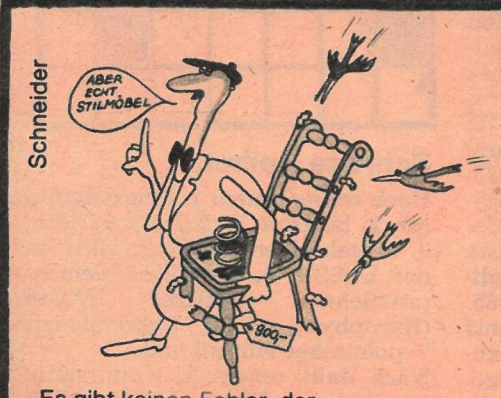
### Spieß(er)-Gesellen

Leute, die allein erpicht sind, Reichtümer aufzuhäufen, wollen auch, daß nichts unter den Menschen für besser gehalten wird, als was sie selbst in Händen halten.
Petron

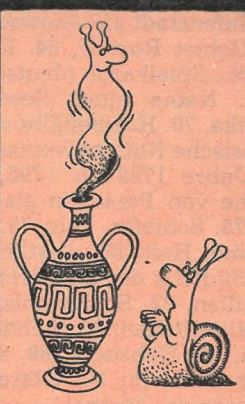
★

### Zeitgenössische Betrachtung

Sein Haus ist ein stehengebliebenes Plüschsofa aus den neunziger Jahren.
Kurt Tucholsky




Es gibt keinen Fehler, der nicht seinen Liebhaber fände. B. Gracia



Der „Schließlich-kann-man-sich's-leisten"-Schneck von Rosanzew

Pawelec

Wo man am meisten drauf erpicht, grad das bekommt man meistens nicht.
Wilhelm Busch

gen, fahre mit dem Bus." „Klar, daß Se keinen haben. Werden Se auch nie. Wer solche guten Klamotten einfach wegschmeißt, der bringt's nie zu was. Habe die Ehre!" Damit sprang er frisch und jugendlich auf und verschwand im Treppenhaus.
Leicht bearbeitet

In der Bodenkammer kramten die Antiqui-Täter Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik)

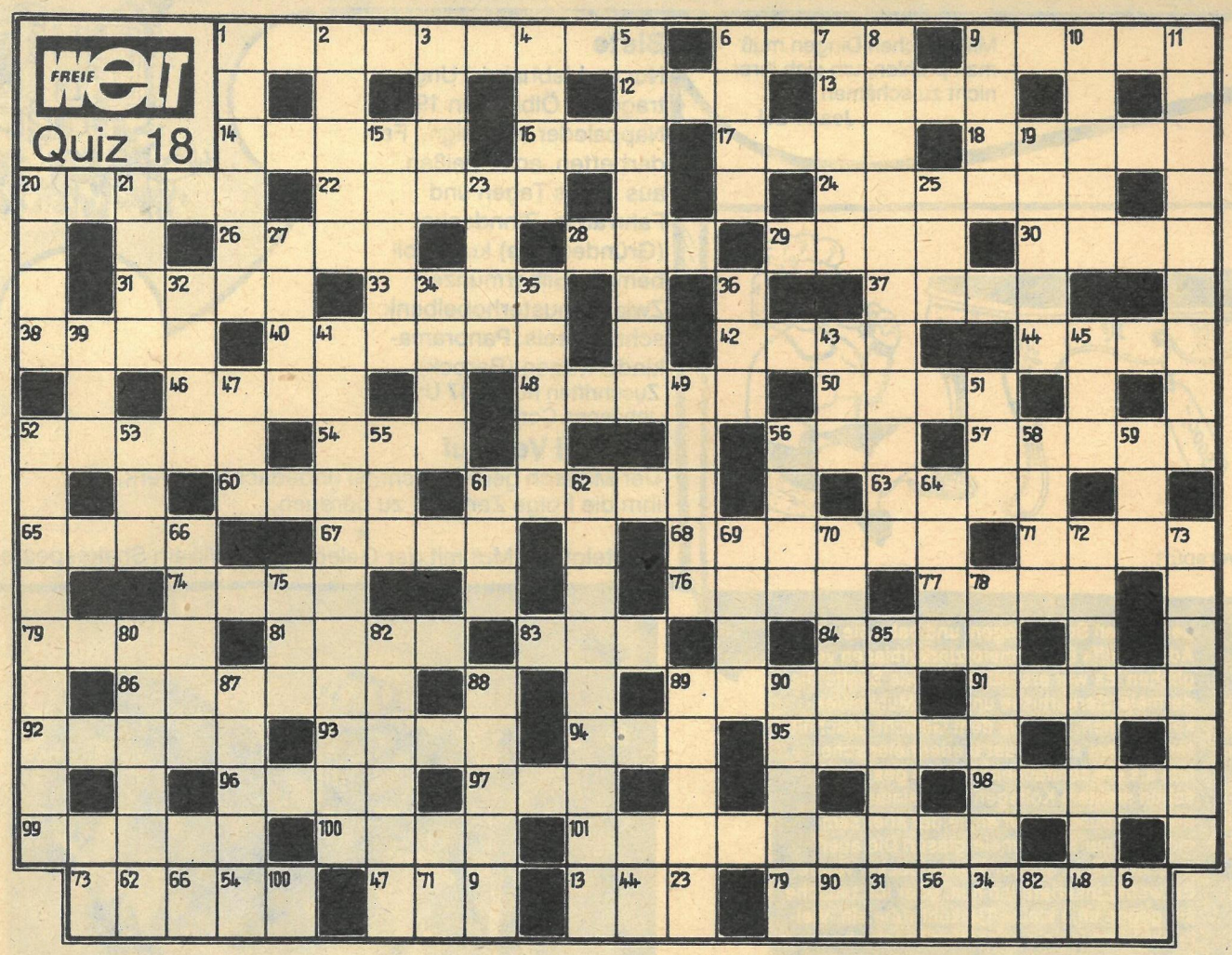
### Im Antiquitätenladen

Du sagst, als Träger
neuen Geistes
seist du kein Freund
von altem Tand.
Doch hier bist du schön
still, sonst heißt es:
Der Mensch hat keinen Kunstverstand.
R. Pöhlig

Die Liebe liebt zuweilen alte Röcke. Heinrich Heine

dich besitzen? Kurt Tucholsky

Nicht jeder, der gern abstaubt, ist für Reinlichkeit. Silvia Schubert




## Kreuzworträtsel

**Waagerecht:** 1. italienischer Komponist (gest. 1848), Schöpfer der Oper „Der Liebestrank“, 6. mohammedanischer Fürstentitel, 9. festgesetzter Zeitraum, 12. Nebenfluß der Wisła, 13. spanische weibliche Anrede, 14. Knoten oder Zierschlinge in Geweben, 16. langschwänziger Papagei, 17. letzte Ruhestätte, 18. Halbinsel in Vorderasien, 20. französischer Revolutionär (gest. 1793), 22. Stadt östlich von Stuttgart (BRD), 24. Frauenname, 26. Stadt im Westen Finnlands, 28. Honiggetränk, 29. Bekleidungsstück, 30. Stahlplatte mit Versteifungen zur Blechbearbeitung, 31. Speisewürze, 33. älteste Abteilung des Juras, 37. zwei zusammengehörige Dinge, 38. Inselvolk in Europa, 40. französisches Kartenspiel, 42. Ziffer, Zahl, 44. Stadt in Rumänien, 46. Masse der Verpackung, 48. starke Zuneigung, 50. alte Bezeichnung für Armee, 52. forstliche Wirtschaftsfläche, 54. Vorgebirge, Gipfel, 56. Küstenfluß in Spanien, 57. Volk in der Sowjetunion, 60. Gestalt aus dem Drama „Egmont“, 61. Ehemann, 63. Seil, Tau (seem.), 65. Sportboot, 67. Hafenstadt in Algerien, 68. Schnürband, 71. Zarenerlaß, 74. Schriftsteller der DDR (geb. 1927), Autor des Romans „Kippenberg“, 76. Maler und Grafiker der Schweiz (geb. 1909), 77. Spielkartenfarbe (franz. Blatt), 79. gleichmäßiger Schlagrhythmus im Jazz und in der modernen Tanzmusik, 81. Hast, Beschleunigung, 83. Ferment im Kälbermagen, 84. altes Holzraummaß, 86. Netzhaut des Auges, 89. Frauenname, 91. französischer Komponist (gest. 1937), Schöpfer des Balletts „Daphnis und Chloë“, 92. Staat auf gleichnamiger Insel in Mikronesien (Stiller Ozean), 93. Schutzhülle, 94. bengalischer Schriftsteller (gest. 1913), Autor des Dramas „Durgadas“, 95. Futterstoff, 96. Körperflüssigkeit, 97. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 98. Bodenvertiefung, 99. deutscher Schriftsteller (gest. 1910), Autor des Romans „Der Hungerpastor“, 100. großes Gewässer, 101. Anhänger der Partei der Bourgeoisie in der Französischen Revolution.

**Senkrecht:** 1. französischer Revolutionär (gest. 1794), 2. Staat im Himalaja, 3. zu treffender Punkt, 4. Fischfett, 5. falbes Pferd, 6. schmaler Durchlaß, 7. Bundesstaat der USA, 8. französischer Revolutionär und Staatsmann (gest. 1794), 9. Abschrägung einer scharfen Kante, 10. elektrisch geladene Masseteilchen, 11. ehemaliges Residenzschloß der französischen Könige in Paris, 15. Frauenname, 19. See in Finnland, 20. Staat im Westen Afrikas, 21. wohlriechende Blume, 23. Staatshaushaltsplan, 25. Vorname der Malerin Grundig, 27. Gewässerbegrenzung, 32. Schwimmvogel, 34. Schwertlilie, 35. steilwandige Berggruppe in den Dolomiten, 36. Abschiedswort, 39. Frauenname (Kurzf.), 41. Öl aus Steinkohlenteer zum Imprägnieren von Holz und zur Bekämpfung von Obstbaumschädlingen, 43. Lebensgemeinschaft, 45. Bühnenaufzug, 47. Sammlung von Aussprüchen, 49. abstechender Vorstoß an Uniformen, 51. Wendekommando auf Segelschiffen, 52. Mitglieder des bedeutendsten politischen Klubs in der Großen Französischen Revolution, 53. Träger der Erbanlagen, 55. Adler (dicht.), 56. Tannenwald (dicht.), 58. Fährte, 59. Titel einer Oper von Lehár, 61. Antilopengattung, 62. Hafenstadt am Asowschen Meer im Gebiet Rostow, 64. Frauenname, 66. Spielkarte (deutsches Blatt), 69. Name eines Sees in Nordamerika, 70. Holzbehältnis, 72. die Französische Nationalversammlung der Jahre 1792 bis 1795, 73. Doppelreihe von Personen als Ehrengasse, 75. Schiefer, Fels, 78. Beschlagnahme, Haft, 80. westlichste Insel des Südteils der Niederländischen Antillen, 82. Schnittholz, 85. Stadt in Mittelitalien, 87. Behältnis für Pasten, 88. Habsucht, 89. alkoholhaltiges Getränk, 90. Göttergeschlecht (german. Mythol.).

Vor 200 Jahren wurde in einem Land in Westeuropa eine Revolution durchgeführt, die erstmalig die feudalistischen Produktionsverhältnisse beseitigte und damit die Periode des Aufstiegs und Sieges des Kapitalismus einleitete. Eine neue ökonomische Gesellschaftsformation begann sich auf unserem Kontinent durchzusetzen.

Mit unserem heutigen Quiz suchen wir das Ereignis, mit dem diese Revolution begann.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 18 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 27. September 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 21/1989.

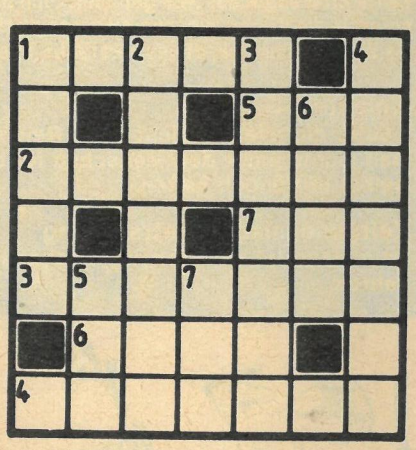
Sie können gewinnen:

| | |
|---|---|
| 1. Preis | 100,– Mark |
| 2. Preis | 75,– Mark |
| 3. Preis | 50,– Mark |
| 4. bis 8. Preis | je 25,– Mark |

## Magische Figur

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:

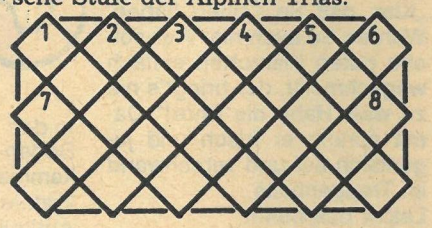
1. sich drehender Teil einer elektrischen Maschine, 2. Rückstände beim Bierbrauen und Keltern, 3. andere Bezeichnung für Plötze, 4. schlechter Wagen (Mundart salopp), 5. Stadt in Japan auf der Insel Honshu, 6. Backmasse, 7. Aussehen, Miene.




## Schräge Reihen

**Nach rechts unten:** 1. Flugzeugführer, 2. längster Fluß Zentralasiens, 3. Angehöriger der Turkvölker in der UdSSR, 4. instabiles Elementarteilchen mittlerer Masse (Kernphys.), 5. engl.: Schreibfeder, 7. polnischer Hirtenhund.

**Nach links unten:** 2. Kulturstätte im Berliner Palast der Republik (Kurzw.), 3. Kaufstein beim Dominospiel, 4. Widerstandskämpfer, DDR-Politiker (gest. 1975), 5. Schriftgrad, 6. Ölpflanze, 8. geologische Stufe der Alpinen Trias.



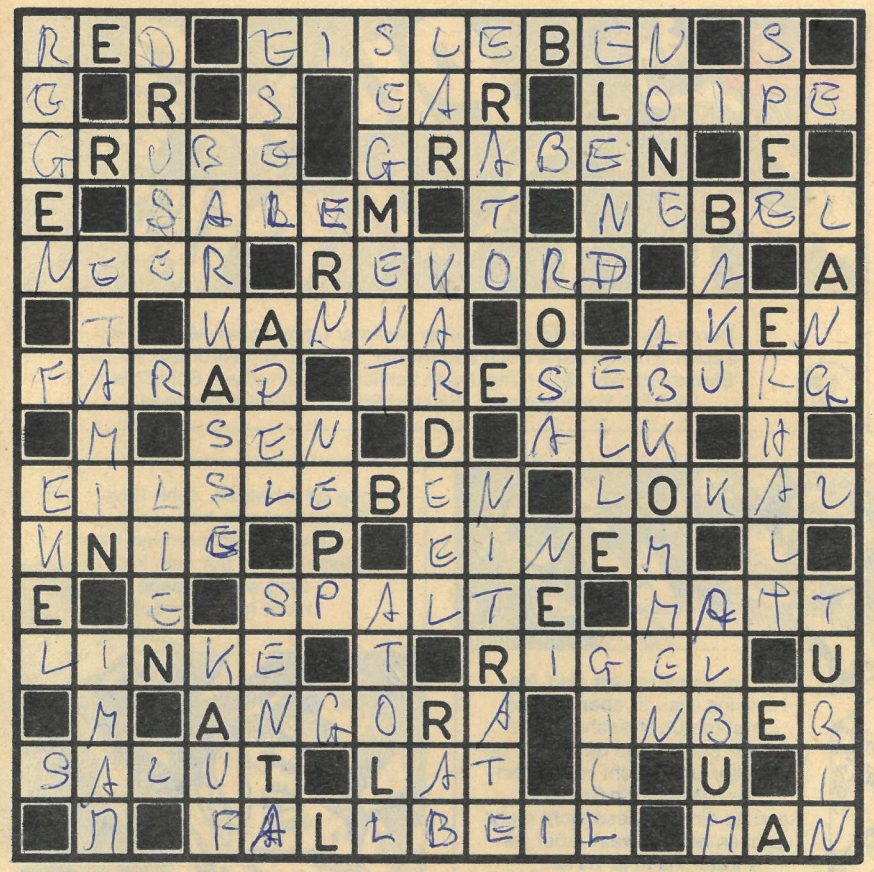

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb

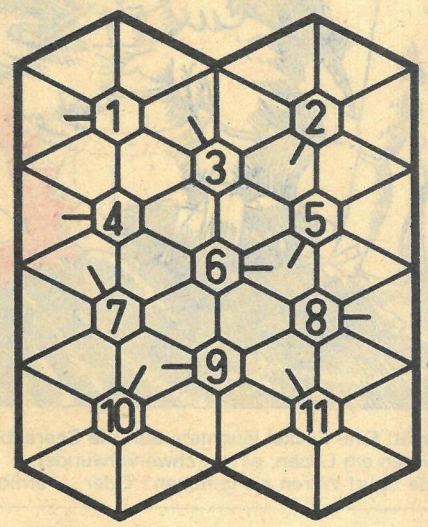


## Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Farbton, 2. Tragtier, 3. Witterungserscheinung, Dunst, 4. engl.: Rot, 5. Erholungsort im Harz (Kr. Wernigerode), 6. weibliches Mitglied einer Bühnentanztruppe, 7. Abscheu, Widerwille, 8. Schachendstellung, 9. englische Insel in der Irischen See, 10. Landgemeinde in der Magdeburger Börde (nordwestl. v. Seehausen), 11. österreichischer Filmregisseur (gest. 1976), u. a. „Henker sterben auch", 12. Tiefland in der Sowjetunion (östl. v. Kaspischen Meer), 13. alte lettische Währungseinheit, 14. Niederschlag, 15. völkerrechtlicher Vertrag, 16. engl.: Ohr, 17. Erholungsort im Harz (an der Kalten Bode), 18. Stern im Sternbild Orion, 19. Hausflur (Mundart), 20. Hafenverkehrsboot, 21. Unterarmknochen, 22. Zierpflanze, Blumenrohr, 23. Warenerwerb, 24. Gaststätte, 25. Kreisstadt im Bezirk Halle (Mansfelder Mulde), 26. Herrscherklasse im Feudalismus, 27. Untiefe (norddt.), 28. weißhändiger Langarmaffe, 29. nordischer Tauchvogel, 30. während der Französischen Revolution eingeführte Hinrichtungsvorrichtung, Guillotine, 31. Milz (Latein.), 32. Vollwaschmittel aus Genthin, 33. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 34. Erdvertiefung, Kuhle, 35. einzelner Strang einer Trosse (seem.), 36. Insel in der Adria (Jugoslawien), 37. russisch-sowjetische Lyrikerin und Erzählerin (gest. 1972), 38. mohammedanische Begrüßungsformel (ältere Schreibweise), 39. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 40. Kreis- oder Kugelabschnitt, 41. Stadt an der Elbe (Bez. Halle), 42. Münzeinheit in Japan, 43. persische Rohrflöte, 44. Beingelenk, 45. Salze der Salpetersäure, 46. Ehrensalvenschießen, 47. markierte Langlaufspur, 48. Intervall im Neunstufenabstand, 49. Titel von Kalifen, islamischen Gelehrten, 50. österreichischer Komponist (geb. 1918), Schöpfer der Oper „Dantons Tod", 51. Hauptstadt der Aserbaidshanischen Sozialistischen Sowjetrepublik, 52. SI-Einheit der elektrischen Kapazität, 53. Sammelbuch, 54. Angehöriger eines Volkes in Syrien und Libanon, 55. anerkannte sportliche Höchstleistung, 56. Übervorteilung durch ungerechtfertigt hohen Preis, 57. gazeartiges, leichtes Gewebe, 58. im bürgerlichen Parlament nach ihrer Sitzanordnung benannte Parteiengruppe, 59. Empfang, Bewahrung, 60. Streifen des Schriftsatzes, Rubrik, 61. ringförmige Koralleninsel, 62. künstliche schmale, lange Erdvertiefung, 63. alter Name der Stadt Ankara.

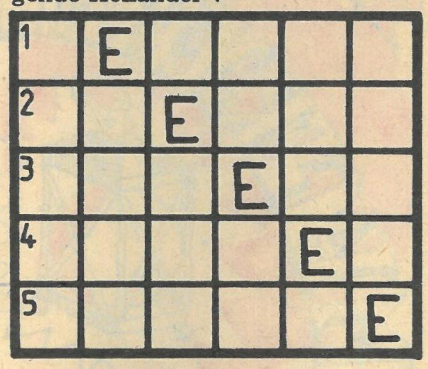
## Wabenfelder

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen im jeweils gekennzeichneten Feld und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:
1. chemisches Element, Edelmetall, 2. Veränderungen am Organismus, 3. Instrument, mit dem der Rehbock gelockt wird (weidm.), 4. Titelgestalt einer Oper von Humperdinck, 5. Rundholz, 6. Gedichtform, 7. Teil des Fahrrades, 8. indirekte Zellkernteilung (Biol.), 9. Fadenverschlingung, 10. kleines, rasselndes Gerät, Kinderspielzeug, 11. Klangfarbe der Gesangsstimme




## Füllrätsel

Waagerecht sind Lösungswörter nachfolgender Bedeutung einzusetzen:
1. Handwerker, Schnurmacher, 2. kleine Dummheit, 3. Bienenseuche, 4. Schanktisch (norddt.), 5. staatenbildendes Insekt.
Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern – von oben nach unten gelesen – eine Figur aus der Oper „Der fliegende Holländer".

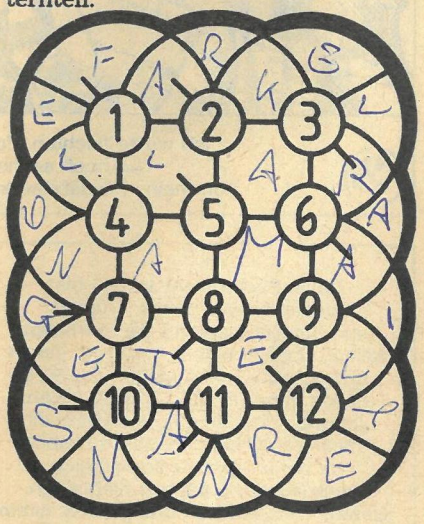



## Einer fehlt

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle so ein Buchstabe hinzuzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben:
Aral – Bote – Lene – Kate – Tael – Bise – Tera.
Bei richtiger Lösung ergeben die eingefügten neuen Buchstaben – nacheinander gelesen – einen hartgebrannten Ziegel.

## Wörter in Kreisen

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen im jeweils gekennzeichneten Feld und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:
1. Vorrichtung zum Tierfang, 2. asiatisches Wildschaf, 3. Farbabstreicher an Tiefdruckmaschinen, 4. Steppenart in Südamerika, 5. höckerloses Kamel Südamerikas, 6. Bittermittel, 7. Wohlwollen, Nachsicht, 8. Brettspiel, 9. Glasfluß, Schmelz, 10. Stadt im Nordosten Frankreichs an der Maas, 11. Blutgefäße, 12. in der Statistik ein Elternteil.




## Auflösungen aus Heft 17/1989

**Kreuzgitter. Waagerecht:** Nowosti (41), Assam (9), Oeser (42), Torsion (59), Tunis (61), Aul (13), Esse (19), Leni (36), Ani (4), Poker (44), Tip (58), Elfe (18), Affe (2), Ihle (23), Repin (45), Ase (8), III (24), Brise (15), Elba (16), Karo (29), Tara, (56), Kur (31), Riesa (47), Ute (65), Atem (10), Tuba (60), nie (40), Antia (5), Brenner (14), Lasso (33), Atoll (11), Retorte (46).

**Senkrecht:** Natal (38), Waran (66), Stil (53), Ionen (26), Usus (64), Art (7), Sen (50), Suite (54), UNO (63), Ire (27), Siel (52), Elf (17), Apis (6), Perl (43), Kappa (28), Rondo (48), Leib (35), Auber (12), Feile (20), Heer (21), Aeta (1), Lake (32), Laub (34), Krain (30), rue (49), Inn (25), Set (51), Tabor (55), Tenor (57), Marke (37), Uhse (62), Nest (39), Ido (22), All (3).

**Zahlenfeldrätsel:** 1 = M, 2 = A, 3 = N, 4 = T, 5 = E, 6 = L, 7 = R, 8 = I, 9 = Ö, 10 = B, 11 = G, 12 = U, 13 = S, 14 = O, 15 = K, 16 = H, 17 = V, 18 = D, 19 = F.
**Einer fehlt:** E(k)loge – R(a)abe – P(l)aste – L(o)ire – B(r)ett – T(i)egel – A(m)nion – L(e)iter – S(t)eife – M(e)ister – A(r)gon – Kalorimeter.
**Rätselpyramide:** 1. Ar, 2. Rat, 3. Tarn, 4. Notar, 5. Kantor, 6. Krokant.

## Auflösung des Kreuzworträtsel (Quiz 15) aus Heft 15/1989

**Waagerecht:** 1. Gladiole, 5. Blumen, 9. Iris, 12. Real, 13. Irre, 14. Rosmarin, 16. Kaktus, 17. Asam, 18. Nacht, 20. Nauen, 22. Sake, 24. Nanking, 27. Orakel, 30. Dur, 32. Linde, 33. Aorta, 35. Osaka, 37. Retter, 40. Asti, 41. meet, 43. Edam, 46. See, 47. Blatt, 49. Hieb, 50. Illo, 51. Alte, 52. Bei, 53. Ede, 55. Lese, 56. Iser, 57. Erle, 58. Laura, 60. Air, 61. Laie, 64. Arno, 66. Lein, 67. Rakete, 69. Senta, 71. Eiter, 73. Genus, 74. Alu, 75. Stenge, 79. Petunie, 82. Toto, 84. Banjo, 87. Lok, 89. Born, 90. Primel, 91. Astarte, 93. Mach, 94. Iota, 95. Nord, 96. Arda, 97. Iwan, 98. Steuer, 99. Elektra, 100. Rost.

**Senkrecht:** 1. Gärtner, 2. Arsen, 3. Inari, 4. Erna, 5. Bake, 6. Llano, 7. Mitra, 8. Nisse, 9. Irak, 10. Reseda, 11. Samara, 15. Ingo, 18. Nelke, 19. Canna, 21. Untat, 23. Aloe, 25. Kute, 26. Narbe, 28. Reihe, 29. Kamelie, 31. Ukelei, 34. Aster, 36. Stiel, 38. Esten, 39. Teerose, 42. Ebert, 44. Distel, 45. Marat, 48. Lilie, 52. Beleg, 54. Darre, 59. Anion, 60. Akku, 62. Arnika, 63. Eisenhut, 65. Rast, 68. Egel, 69. Salbei, 70. Nutria, 72. Epos, 76. Topas, 77. Neige, 78. Ebene, 80. Trank, 81. Notar, 83. Onon, 85. Alor, 86. Jade, 88. Omar, 92. Era.

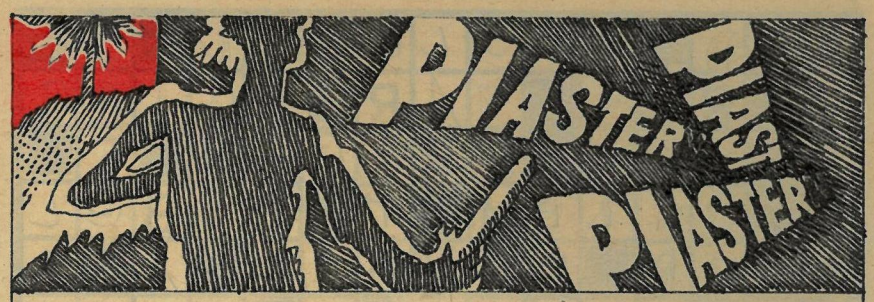
**Lösung:** Bornimer Nachsommer

Es gewannen:
**1. Preis:**
100,– M Ingrid Zapp, Schwerin, 2762
**2. Preis:**
75,– M Hans Frahm, Gera, 6500
**3. Preis:**
50,– M W. Neubauer, Neustrelitz, 2080
**4.–8. Preis:**
je 25,– M Ruth Seiffert, Zwickau, 9540; Doris Frank, Milz, 6101; G. Bucksch, Magdeburg, 3033; Wolfang Rauch, Leipzig, 7050; Sören Morell, Berlin, 1143.


Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

# 4 IM KERKER FEINDE

1 Ich stürmte zur Blockhütte, begierig zu berichten, daß ich den Schoner von den Piraten befreite.




2 Durch die Bäume fiel ein rötlicher, warmer Lichtschein. Merkwürdig. Käpt'n Smollett hatte doch Lagerfeuer ausdrücklich verboten! In der Blockhütte war alles ruhig. Leise schlich ich zu meinem Schlafplatz. Plötzlich kreischte es: „Piaster! Piaster!" Silvers Papagei!!!

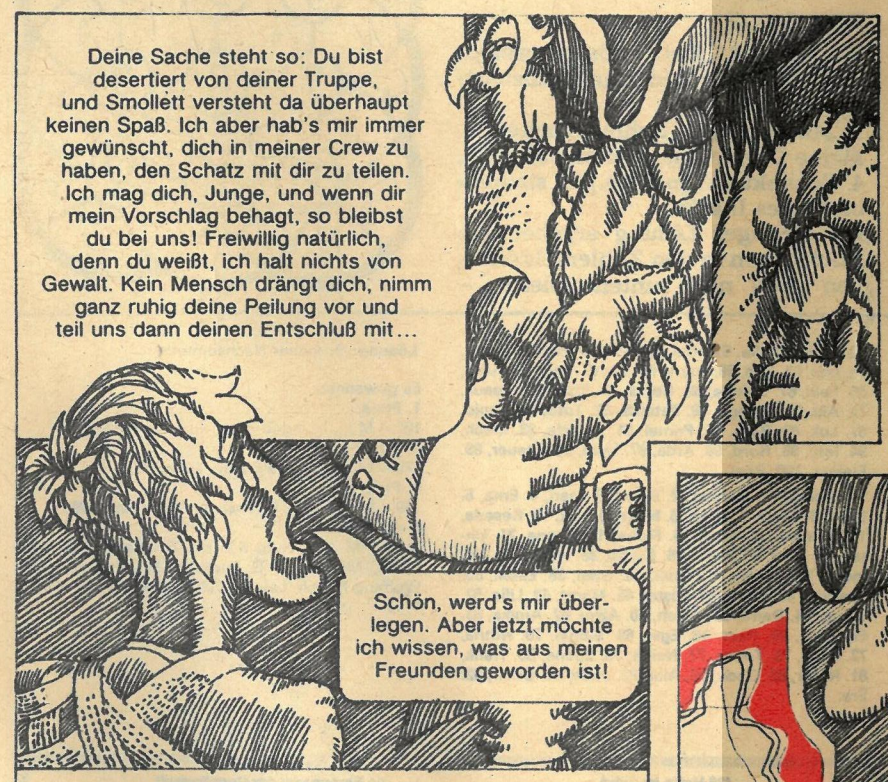
Soso, da hätten wir also Jim Hawkins. Das ist aber eine angenehme Überraschung! Sei gegrüßt! Schön, daß du deinen guten alten John nicht vergessen hast. Bei Käpt'n Smollett kannste dich sowieso nicht mehr blicken lassen, was? Aber wir Piraten ha'm ja 'n Herz!

3 Ich wollte flüchten. Zu spät! Eine Fackel leuchtete auf. Die Seeräuber! Nur noch sechs waren am Leben, einer schwerverwundet. Von meinen Gefährten keine Spur! Waren sie geflohen? Oder ... ermordet?

Genug geschwafelt, John Silver! Der Bengel hat uns belauscht und verraten! Alle Scherereien dieser Reise gehen auf sein Konto. Mag seine Visage nicht mehr sehen!

Ja, weg mit ihm!

5



Deine Sache steht so: Du bist desertiert von deiner Truppe, und Smollett versteht da überhaupt keinen Spaß. Ich aber hab's mir immer gewünscht, dich in meiner Crew zu haben, den Schatz mit dir zu teilen. Ich mag dich, Junge, und wenn dir mein Vorschlag behagt, so bleibst du bei uns! Freiwillig natürlich, denn du weißt, ich halt nichts von Gewalt. Kein Mensch drängt dich, nimm ganz ruhig deine Peilung vor und teil uns dann deinen Entschluß mit...

Schön, werd's mir überlegen. Aber jetzt möchte ich wissen, was aus meinen Freunden geworden ist!

4 Trotz aller Mühe gelang es mir nicht, meiner Stimme Festigkeit zu geben. Denn hinter all seinem höhnischen Gerede stand, das spürte ich deutlich, eine tödliche Drohung. War diese Stunde meine letzte?

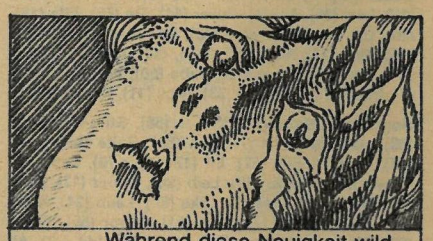
Hände weg von dem Jungen! Oder wollt ihr Söhne einer Rumtonne gegen mich meutern? Jim, her zu mir!

Haben doch sonst immer kurzen Prozeß mit Verrätern gemacht! Kein anderer als dieser Bursche hat Bill Bones Karte geklaut. Ohne ihn hätten wir jetzt den Schatz an Bord!

6

Ihr habt mich zu eurem Kapitän gemacht, weil ich weit und breit der beste Mann bin. Und da ihr keinen Verstand in eurem Kopfe habt, müßt ihr wenigstens gehorchen! Merkt euch: Ich hab nie 'nen beßren Jungen gesehen. In dem steckt mehr Männlichkeit als in irgendeinem von euch. Die Karte hat mir Dr. Livesey gegeben, als er wegen Friedensverhandlungen mal vorbeikam.

7



Während diese Neuigkeit wild diskutiert wurde, flüsterte ich Silver zu, daß der Schoner für sie verloren sei und stellte ihn vor die Wahl, mich zu töten oder später als Fürsprecher zu nutzen, der ihn vorm Galgen retten könnte.

8

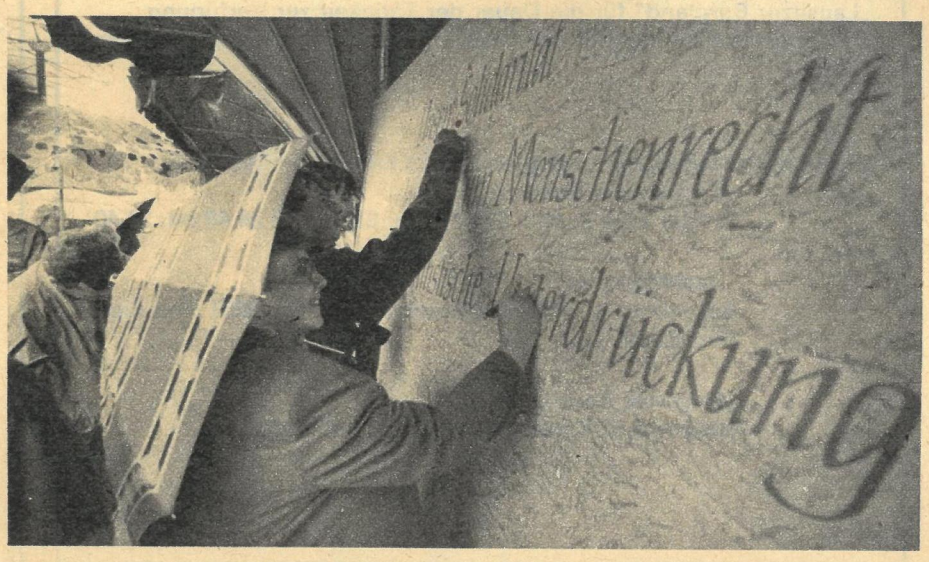
**Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.**

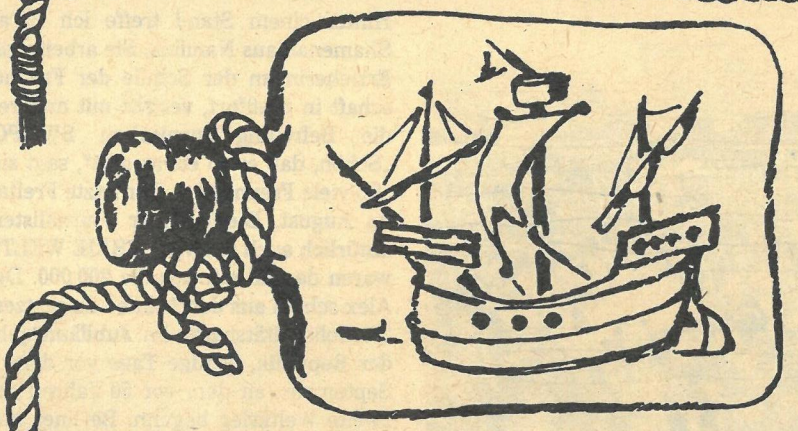
# ...so viele Freunde

Hinter einem Stand treffe ich Sarah Shamenah aus Namibia. Sie arbeitet als Erzieherin an der Schule der Freundschaft in Staßfurt, vertritt mit anderen die Befreiungsorganisation SWAPO. „Schön, daß es so etwas gibt", sagt sie. „So viele Freunde!" – Der letzte Freitag im August. Die Berliner Journalisten, natürlich auch wir von „FREIE WELT", waren da und mit uns die 200 000. Der Alex schien aus den Nähten zu platzen. 20. Solidaritätsbasar im Jubiläumsjahr der Republik, wenige Tage vor dem 1. September, an dem vor 50 Jahren der zweite Weltkrieg begann. Berliner und Besucher aus nah und fern waren gekommen, um am bunten Basar-Treiben teilzuhaben, viele von ihnen hatten mit Ideen oder mit ihrer – oft selbstgearbeiteten – Spende zum Gelingen des Tages beigetragen. Und sie bekundeten in Gesprächen mit bekannten in- und ausländischen Gästen ihre Verbundenheit mit den Menschen in Afrika, Lateinamerika und Asien. Sie forderten mit ihrer Unterschrift, daß von deutschem Boden nie wieder Krieg ausgehen, daß es nie wieder Faschismus geben darf. Ihr Namenszug galt der Freiheit für Nelson Mandela, denn sein Kampf steht dafür, daß Frieden, Menschenwürde und Solidarität zusammengehören. So ist das Engagement unseres Staates eins mit dem Blick der Bürger auf die Welt von heute.

*Ina Stritzke*

Fotos: Detlef Christel





So sicher läßt sich nur
ein Modell abschirmen.

Für Ihr Sportboot aber empfehlen
wir den Abschluß einer

**SPORTBOOTVERSICHERUNG,**

die Sie im Falle eines Schadens
vor finanzieller Belastung schützt.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

***Unsere Mitarbeiter***
***beraten Sie gern ausführlich.***

**STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR**



## Der FDGB-Feriendienst des Bezirkes Dresden

sucht zur Sicherung der Urlauberbetreuung in den Erholungsobjekten „Sächsische Schweiz", „Osterzgebirge" und „Lausitzer Bergland"

- **Küchenmeister, Küchenleiter, Abteilungsköche**
- **Facharbeiter Köche und Kellner**
- **Büfettleiter und Büfetteusen**
- **Restaurantleiter**
- **Küchenarbeiter**
- **Zimmerfrauen**

Mitarbeiterunterkünfte stehen in allen Heimen sowie komplette Wohnungen in ausgewählten Heimen der Objekte „Osterzgebirge" und
„Lausitzer Bergland" für die Dauer der Tätigkeit zur Verfügung.
Die Bezahlung erfolgt auf der Grundlage des Gehaltsregulativs des FDGB.

Die Bewerbungen sind zu richten an die Erholungsobjekte

„Sächsische Schweiz"
An der Elbe 4, Bad Schandau, 8320. Ruf 24 49 od. 24 40

„Osterzgebirge"
Bärenburg 2, OT Waldbärenburg, Kurort, 8231. Ruf Kipsdorf 53 34

„Lausitzer Bergland"
Hauptstr. 6, Kurort Oybin, 8806. Ruf 2 85

Reg.-Nr. 115/II/89



*Das VE Kombinat*
*Braunkohlenkraftwerke*
*braucht auch Dich!*

KBK

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer**
- **Werkstoffprüfer** und
- **Hoch- und Fachschulkader für die Produktion sowie Produktionsvorbereitung insbesondere für die Lösung von Aufgaben auf den Gebieten der Instandhaltung, Forschung und Entwicklung, Projektierung, Gütekontrolle und EDV.**

**Wir gewähren:**
- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

**VEB Instandsetzung Kraftwerke**
**Arbeitskräfteberatungszentrum**
Postfach 13
**Cottbus, 7500**

*Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:*

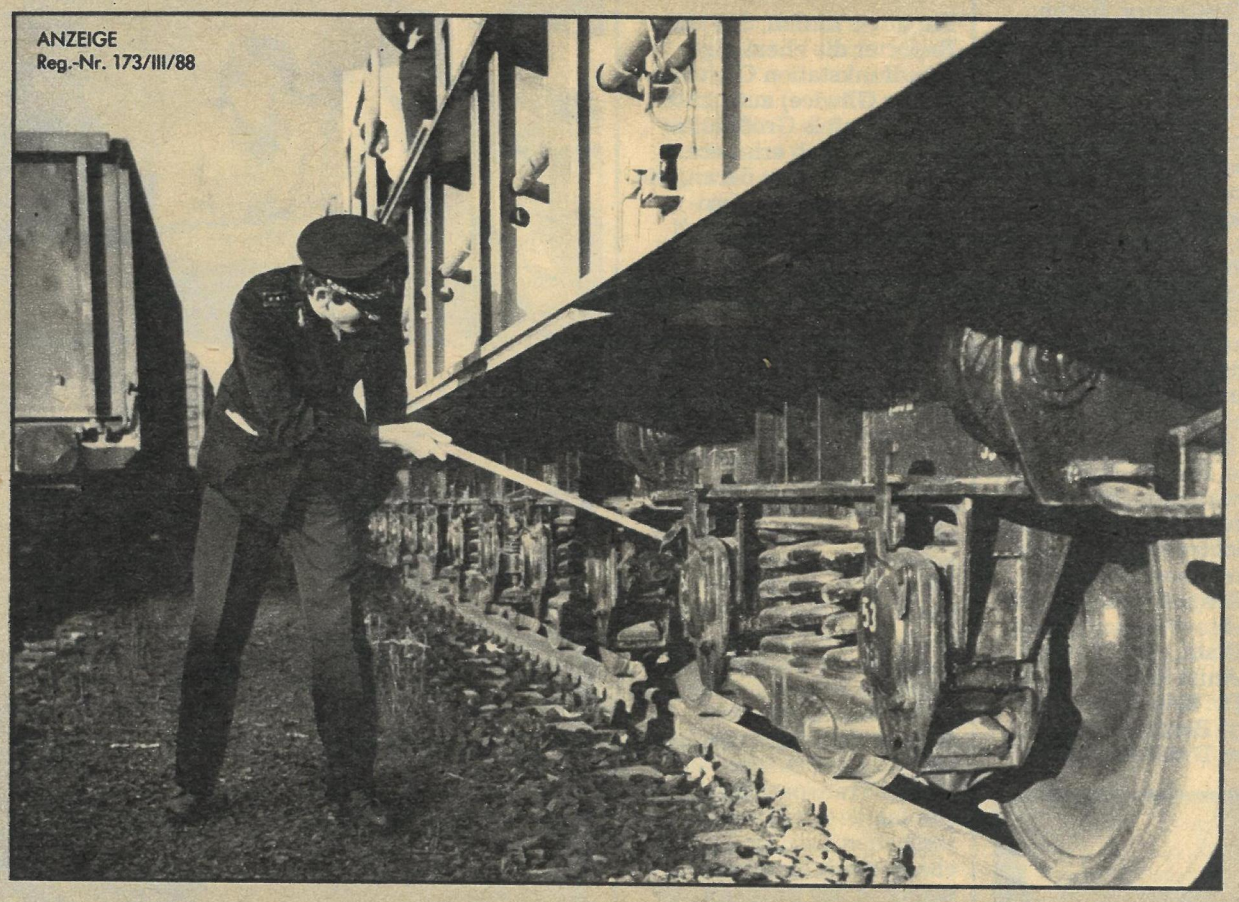
| | |
|---|---|
| Dienstag | 9–11 Uhr und 13–18 Uhr |
| Donnerstag | 9–11 Uhr |
| Freitag | 7–12 Uhr |

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
**Telefon:** Cottbus 61 43 48

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 9805**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**

Reg.-Nr. 80/II/89




**Ein Beruf bei der Deutschen Reichsbahn**

Bei der Deutschen Reichsbahn sind fast eine viertel Million Werktätige beschäftigt, die dafür sorgen, daß die Reisenden sicher und pünktlich an ihr Ziel gelangen und die Volkswirtschaft mit den notwendigen Gütern versorgt wird.

# Ein Beruf mit Zukunft

Der derzeitige und in den nächsten Jahren weiterhin vorgesehene Einsatz neuer und modernerer Reisezugwagen, die Realisierung höherer Geschwindigkeiten, stabiler und erhöhter Reisekomfort sowie der schnelle Transport der Güter, die Elektrifizierung weiterer Strecken, der Ausbau der Bahnhöfe sowie der entsprechenden Signal- und Sicherungstechnik sind entscheidende Faktoren zur Sicherung der hohe Transportaufgaben.

Für die technisch sichere Durchführung der Beförderung der Reisenden und der Güter hat der technische Wagendienst der Deutschen Reichsbahn eine Vielzahl von Funktionen wahrzunehmen. Die Aufgaben des technischen Wagendienstes werden von Wagenkontrollschlossern und Wagenmeistern erfüllt.

## Wagenmeister

Die Tätigkeit des Wagenmeisters ist vielseitig, verantwortungsvoll, erfordert selbständiges Handeln und setzt ein hohes technisches Wissen und Können voraus.

Sein Aufgabengebiet umfaßt
- die technische Kontrolle der Reisezug- und Güterwagen
- die technische Untersuchung von Reise- und Güterzügen
- die Überwachung der technischen Behandlung der Wagen auf den Bahnhöfen und in den Bahnbetriebswagenwerken
- die Kontrolle der Einhaltung der internationalen technischen Bestimmungen beim Einsatz der Wagen im grenzüberschreitenden Verkehr
- Prüfung der Bremsen an Wagen und Zügen
- Auftragserteilung zur Beseitigung von Mängeln an den Bahnhof bzw. an die Werkstätten
- die Kontrolle und Abnahme von ausgebesserten bzw. regulierten Wagen.

Zur Ausführung dieser Aufgaben sind umfangreiche Kenntnisse auch aus anderen Bereichen des Eisenbahnwesens erforderlich. Einsatzmöglichkeiten bestehen auf fast allen größeren Bahnhöfen der DR.

Bewerben können sich Werktätige mit berufspraktischen Erfahrungen im Grundberuf Fahrzeugschlosser oder in einem anderen Beruf der metallbe- oder verarbeitenden Industrie. Die Qualifikation als Wagenmeister kann im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung erworben werden und erfolgt in zwei Ausbildungsstufen:

**Qualifikationsstufe 1 des technischen Wagendienstes**
– **Wagenkontrollschlosser:** 3 Monate Ausbildung in einem Bahnbetriebswagenwerk sowie 14 Tage theoretische Ausbildung

**Qualifikationsstufe 2 des technischen Wagendienstes**
– **Wagenmeister:** 3 Monate Ausbildung an einer Betriebsschule der Deutschen Reichsbahn

Für Schüler der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschulen besteht nach erfolgreichem Abschluß der 10. Klasse die Möglichkeit des Lehrbeginns einer 2jährigen Ausbildung als Schienenfahrzeugschlosser – Spezialisierung Wageninstandhaltung. Innerhalb dieser Ausbildung kann die Qualifikationsstufe 1 des technischen Wagendienstes abgeschlossen werden. Im Rahmen der Erwachsenenqualifizierung kann in einem 3monatigen Lehrgang an einer Betriebsschule der Deutschen Reichsbahn die Qualifikationsstufe 2 des technischen Wagendienstes – Wagenmeister – erworben werden.

In der weiteren beruflichen Entwicklung kann ein Einsatz als

- Begleiter für Schwerlastgüterwagen im In- und Ausland,
- Brigadier
- Schichtleiter
- Oberwagenmeister
- Abnahmeinspektor

erfolgen.

Diese beruflichen Entwicklungsstufen sind eine gute Voraussetzung für die weitere Qualifikation im speziellen Fachbereich oder zur Aufnahme eines Fach- oder Hochschulstudiums.

Die Deutsche Reichsbahn bietet:
- gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien.

Interessenten richten bitte ihre Anfragen und Bewerbungen an die Abteilungen Kader und Bildung der Reichsbahndirektionen

**Berlin** Wilhelm-Pieck-Str. 142, Berlin, 1054, Tel.: 4 92 15 67

**Cottbus,** Schillerstr. 21/22, Cottbus, 7500, Tel. 44 34 60

**Dresden,** Ammonstr. 8, Dresden, 8010, Tel.: 4 61 34 80

**Erfurt,** Bahnhofstr. 23, Erfurt, 5020, Tel. 3 04 14

**Greifswald,** Johann-Stelling-Str. 30, Greifswald, 2200, Tel. 61 44 61

**Halle,** Ernst-Kamieth-Str. 2, Halle, 4020, Tel.: 8 41 55 39

**Magdeburg,** Materlikstr. 1/10, Magdeburg, 3010, Tel. 3 75 58 44

**Schwerin,** Herbert-Warnke-Str. 15–17, Schwerin, 2700, Tel.: 82 54 49

Auskünfte erteilen auch die Leiter bzw. Abteilungen Kader und Bildung der Deutschen Reichsbahn.

## Wir waren wieder dabei

Als Rentnerin möchte ich erneut meinen Beitrag zu Ihrer Solidaritätsaktion leisten. Die Puppe ist noch von meinen Kindern, die längst erwachsen sind.

*Lisa Mausehund, Gangloffsömmern*

Wir freuen uns, daß es nun schon zum sechsten Mal gelungen ist, einige Sachgeschenke für Ihre Aktion zusammenzutragen. Unser kleines Kollektiv des Direktorats Kader möchte damit die um ihre Freiheit kämpfenden Völker unterstützen.

*Hochschule f. Verkehrswesen „Friedrich List", Dresden*

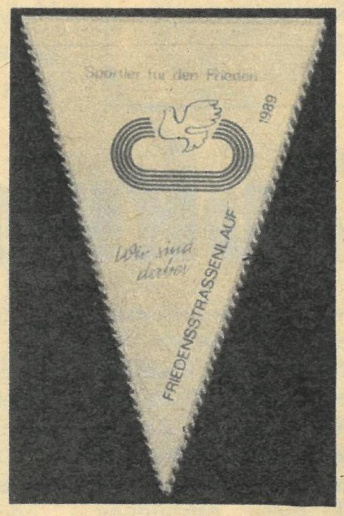
Wir schicken fünf Wimpel des sechsten Friedensstraßenlaufs in unserer Stadt. Der Lauf beginnt am 7. September 1989 um 19 Uhr und wird etwa 10 000 Bürger vereinen, die damit ihr Bekenntnis für Frieden und Solidarität bekräftigen. Wir wünschen auch Ihrer Aktion vollen Erfolg!

*DTSB-Stadtvorstand, Karl-Marx-Stadt*

*Die Karl-Marx-Städter Sportler und zahlreiche Leser haben uns nicht vergeblich Erfolg gewünscht. Lesen Sie auch die Seite 42!*

### Unser Dank

...für Spenden zu unserer Solidaritätsaktion gilt heute: Marlies Becherer, Jena; I. Schulze, Karl-Marx-Stadt; H. Jeschke, Greifswald; N. Schulze, Jüterbog; Eva Günther, Rostock; Sieglinde Päsler, Neustrelitz; Roloff, Franzburg; Monika Reinsch, Karl-Marx-Stadt; Brigit Pomarin, Berlin; Lützenberg, Berlin; Mechthild Franz, Schwerin; R. Lorf, Dresden; Dora Trümpler, Halle-Neustadt; Ursula Lier, Leipzig; G. Ettrich, Döbeln; J. Saupe, Krölpa; Fam. Strobel, Karl-Marx-Stadt; E. Preusker, Lauter; A. Stegemann, Schlieben; Adelheid Piotrowski, Rathenow; Martha Peilke, Erfurt; Annemarie Ziegler, Magdeburg; Erna Fischbach, Sachsenbrunn; Paul Korschewsky, Leipzig; Wilfried Lange, Dresden; A. Zietlow, Potsdam; H. Bölling, Johanngeorgenstadt; Hannelore Mayer, Berlin; Erich Schrödter, Berlin; Marco Douveneck, Weida; Waldemar Doms, Senftenberg; Erich Graßmann, Berlin; Fritz Wieland, Karl-Marx-Stadt; Hedwig Schöne, Weida; Helmut Otto, Weida; Arno Otto, Weida; Kurt Weiser, Weida; Frank Jakob, Leipzig; Brigitte Promme, Berlin; Detlef Krenzke, Brandenburg; Ida Müller, Dolgen; Max Auerbach, Borstendorf; Lisa Mausehund, Gangloffsömmern; S. Peter, Hohenmölsen; Familie Lewerenz, Ballenstedt; Inge Lorenz, Böhlitz-Ehrenberg; Gertrud Seidel, Oelsnitz II; G. Breitbarth, Zwickau; Hildegard Gehrke, Neustrelitz; I. Otto, Greifswald; Roland Schneider, Eisenach; Heimgard Schiedewitz, Wolfen; U. Schwiesow, Reichenbach; Sonja Krämer, Halle; DTSB-Stadtvorstand Karl-Marx-Stadt, Abt. Massensport; Anita Knöfel, Seebach; Dr. Erika Kolakowsky, Berlin; Traute Hutzler, Dresden; Christel




Krömmling, Magdeburg; Anneliese und Werner Straew, Sellin (Rügen); Christa Pätzke, Blankenburg; K. Schlichtbar, Karl-Marx-Stadt; Gabriele Jeschke, Görlitz; Hildegard Loss, Halberstadt; Hartmut Plath, Tangerhütte; Direktorat Kader, Hochschule für Verkehrswesen „Friedr. List", Dresden; Helmut Blumhardt, Halle; Gitta Stober, Gera; Margarete Nolze, Wittenberge; Hilde Leipnitz, Leipzig; Käte van Hooren, Feierabendheim „A. Schweitzer", Berlin; E. Schomacker, Rostock; Ernst und Ursula Eberle, Kaufungen; Ingeborg Krimig, Berlin; Karl Mnich, Wolmirstedt; Gewerkschaftsgruppe Arbeit und Löhne, Min. f. Hoch- und Fachschulwesen; Rolf und Gisela Petzold, Berlin; Martha Popp, Berlin; Brunhilde Gärtner, Sömmerda; Knuth Reinhold, Neudorf; B. Milz, Trebra.

*Die Liste wird im nächsten Heft fortgesetzt, jeder fünfte Spender erhält ein FREIE WELT-Rätselheft.*

## Kriegsbeginn

Ein guter Einfall, daß Ihr Reporter die ehemalige Rundfunkstation Gleiwitz (heute Gliwice) aufsuchte („Des Teufels Großmutter", FW 16/89). Ich erinnere mich noch genau daran, wie vor 50 Jahren der Nazi-Rundfunk vom „Überfall der Polen auf den Sender Gleiwitz" berichtete. Die Nachrichten überschlugen sich bis hin zur „Sondermeldung" am Morgen des 1. September 1939. Noch am gleichen Tag traf sich unsere antifaschistische Gruppe, um Auslandssender abzuhören, wobei sich bestätigte, daß es sich um eine Provokation des Nazigeheimdienstes gehandelt hatte. Nun war Eile geboten, die Wahrheit auf dem Dorf, wo ich damals wohnte, und bei uns im Stettiner Schraubenwerk zu verbreiten. Der „Werkschutz" hatte im Automatensaal des Betriebes ein breites Transparent anbringen lassen mit einer chauvinistischen Losung. Eine Woche später konnten wir es während der Nachtschicht beseitigen. Bald kamen dann die ersten „Fremdarbeiter" mit dem „P" auf dem Rücken ins Dorf. Es waren etwa zwölf Polen, die in der Linkener Forst arbeiten mußten.

*Rudi Bühring, Pasewalk*

## Viertausend Kilometer zu einem Viertausender

## Sie fragen wir antworten

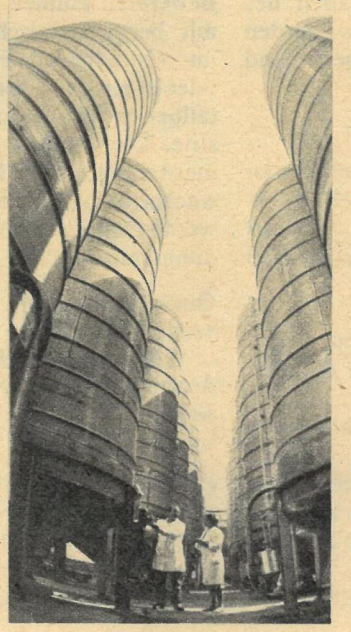
### Waschmaschinen statt Raketenrampen

**Kürzlich hörte ich, daß die Sowjetunion in größerem Umfang Rüstungsbetriebe auf die Produktion ziviler Erzeugnisse umstellt. Kann ich mehr darüber erfahren?**

*Frank Wedler, Berlin*

Die Möglichkeit, Betriebe der Verteidigungsindustrie auf zivile Produktion umzustellen, ergibt sich aus der auf Frieden gerichteten Außenpolitik der Sowjetunion und den damit verbundenen Ergebnissen, wie zum Beispiel dem Vertrag mit den USA über die Liquidierung von Raketen mittlerer Reichweite. Ein weiterer Aspekt ist der ausgesprochene Verteidigungscharakter der sowjetischen Militärdoktrin. Demzufolge sind gegenwärtig 345 sowjetische Betriebe sowie rund 200 Forschungsinstitute in den Prozeß der Konversion – Umstellung von Rüstungsbetrieben auf nichtmilitärische Produktion – einbezogen. Allein 40 Prozent der Produktion von Betrieben der Verteidigungsindustrie sind in diesem Jahr für zivile Zwecke bestimmt. Bis 1991 erhöht sich der Anteil auf 50 und bis 1995 auf 60 Prozent. Wichtigstes Anliegen dabei ist, dieses bedeutsame Wirtschaftspotential kurzfristig und hocheffektiv für eine Verbesserung des Lebensniveaus der Bevölkerung zu nutzen. Dabei orientieren sich die Betriebe vor allem auf die Herstellung von Ausrüstungen für die Landwirtschaft, Lebensmittel- bzw. Leichtindustrie und das Gesundheitswesen. Einer dieser Betriebe ist das Werk „Barrikada" in Wolgograd. Nachdem die Raketenrampen aus dem Produktionsprogramm gestrichen wurden, wird die Fertigung ziviler Erzeugnisse wie zum Beispiel Haushalttechnik wesentlich erweitert. Die Belokansker Konservenfabrik erhielt aus Militärbeständen korrosionsbeständige Anlagen für die Lagerung von Säften. Das ermöglichte die Rekonstruktion des Lagers und spart künftig Kosten (Foto). Diese Umstellung vollzieht sich nicht problemlos. Rüstungsfabriken umzuprofilieren kostet zum einen Geld. Zum anderen geht es in den Werken darum, mit dem vorhandenen Potential talentierter Forscher, Konstrukteure, Ingenieure und Facharbeiter gezielt neue Erzeugnisse herzustellen.

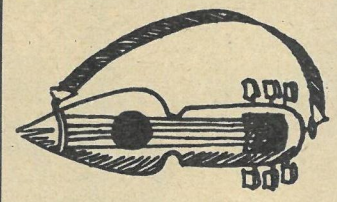
*Hans Häber*



Ein lang gehegter Wunschtraum hat sich für uns erfüllt – eine Expedition durch die westlichen Regionen der Mongolischen Volksrepublik. Als sich vor über zehn Jahren mehr oder weniger dienstliche Kontakte zu mongolischen Studenten anbahnten, konnte niemand von uns drei Bergsteigern aus Köthen und Ilmenau auch nur ahnen, daß daraus langjährige Freundschaften, ernstgemeinte Einladungen und als vorläufiger Höhepunkt eine sechswöchige Expedition zu den höchsten Gipfeln der Mongolei werden würde. Expedition heißt suchen und möglichst auch finden. Und suchen mußten wir vieles: einen LKW, einen zuverlässigen Fahrer, Genehmigungen für die Fahrstrecke, das dazugehörige Benzinkontingent, Straßen, Wasserstellen und schließlich die Aufstiegsroute auf den höchsten Berg der MVR, den Muchaichan (Foto unten links). Gefunden haben wir fast alles, vor allem aber freundliche, hilfsbereite Menschen wie unsere Begleiter, den Kraftfahrer Nirguij, den Milizoffizier Tufschumbad und die Dolmetscherin Zezegmaa (Foto links). Während der 4000 Kilometer langen Fahrt von Ulan-Bator zu den Bergen des mongolischen Altai erlebten wir alle Vegetationszonen dieses schönen Landes. Die MVR ist eine riesige Hochebene. Es dominieren Steppen- und Halbwüstengebiete; wir lernten auch ausgedehnte Sand- und Kieswüsten mit extremen Bedingungen wie Temperaturen um 50 °C bei 18 Prozent Luftfeuchtigkeit kennen. Als Kontrast dazu im Gebirge wieder ausgedehnte Waldgebiete über grünem Weideland, auf dem nomadisierende Mongolen ihre Schafe, Ziegen, Pferde, Kühe und Kamele in den Sommermonaten weiden. Kälte- und Hitzeextreme, Dauerfrostboden und Wüstengebiete stehen sich auf engstem Raum, in weniger als 400 Kilometer Entfernung, gegenüber. Im Gedächtnis haften blieb die unendliche Weite der Landschaft mit dem hohen, meist wolkenlosen Himmel und die Gastfreundschaft der Mongolen, deren Jurten Tag und Nacht für Besucher offenstehen.

*Günter Jung, Ilmenau*

## Wer schreibt uns?



Daiva Tolušitė, 20 Jahre alt, studiert Fremdsprachen, sammelt Ansichtskarten. Interessen: Musik, Lesen, Reisen, Gitarrespielen. Wünscht Briefwechsel in russisch oder englisch. UdSSR, Litauische SSR, 234 120 Ukmergė, ul. Anikščiu 17–24

Larissa und Anatoli Appolinarowy, 20 und 22 Jahre alt, wünschen Briefwechsel in russischer Sprache. Interessen: Musik, Fotografie, Reisen, Mode, Handarbeiten. UdSSR, Chersonskaja obl., 326 840 Nowaja Kachowka-7, ul. Gorkowo 9, kw. 11

Marika Naumowa, 21 Jahre alt, Hobby: Musik (spielt Gitarre), sammelt: Spielzeug, Kalender, Ansichtskarten. UdSSR, Lettische SSR, 228 200 Jekabpils, ul. Wiesites 47–24

Ljudmila Tschwan, 36 Jahre alt, sucht Briefwechsel mit Gleichaltrigen, sammelt Kalender, Ansichtskarten, Rezepte. UdSSR, Donezkaja obl., 341 049 Mariupol, p/ja. 118

## Bildnisse

In dem Beitrag über Moskaus Bummel-Boulevard, den Arbat, las ich, daß der Fotograf Peter Meißner sich von einem Straßenmaler porträtieren ließ („Krach und Wonne", FW 14/89). Kann man das Ergebnis mal sehen?

*Marina Schmidt, Berlin*

*Aber gern – und gleich zum Vergleich dazu eine Aufnahme, die wir zu unserem Bilderbogen „Ein Foto aus meinem Leben" erhalten haben:*

Als Kreisvorsitzender der Gesellschaft für Fotografie im Kulturbund der DDR war ich 1987 zur IX. Zentralen Tagung der Fotoschaffenden in Neubrandenburg delegiert. In einer Pause fiel mir ein junger Mann auf, der entspannt an einem Wandvorsprung lehnte. Beim festlichen Abschluß erfuhr ich während der Auszeichnung mit dem Ehrenpreis, daß es Peter Meißner war. Für mich ist dieses Bild eins der gelungensten, das auch wiederholt in Ausstellungen zu sehen war.

*Friedrich Krause, Bernburg*

## Julia für alle Romeos

Ich habe auf Ihrem Titelbild in die wunderschönen Augen der Julia Suchanowa geblickt und war sofort begeistert (FW 12/89). Mein Herz schlug gleich viel schneller…

*Michael Päßler, Königs Wusterhausen*

Besonders gefiel mir die Siegerin der Miß-Wahl in der UdSSR. Allzu gern hätte ich ein Autogramm von ihr.

*Stabsmatrose R. Fuchs, Bug (Rügen)*

Ich würde am liebsten noch mehr Fotos von Miß UdSSR sehen. Laßt mich bitte nicht hängen!

*Dietmar Lohse, Freiberg*

*Hier für alle Romeos im besonderen und Bewunderer von Frauenschönheit im allgemeinen noch einmal die Siegerin mit Autogramm extra für FREIE WELT:*

**Allerbeste Wünsche den Lesern der FREIEN WELT**
**Julia Suchanowa**
**23. 07. 89 Moskau**

## Reich zu unseren Füßen

So war es richtig in Heft 15/89 („Glattnatter", Folge 6): Lurche und Kriechtiere stellen zoologische Klassen dar (a). Es gewannen: 100 M – I. Sachse, Schkeuditz; 75 M – R. Fiedler, Grunewald; je 50 M – Ch. Binsel, Rostock; L. Kasten, Torgau; W. Finkel, Hennersdorf.

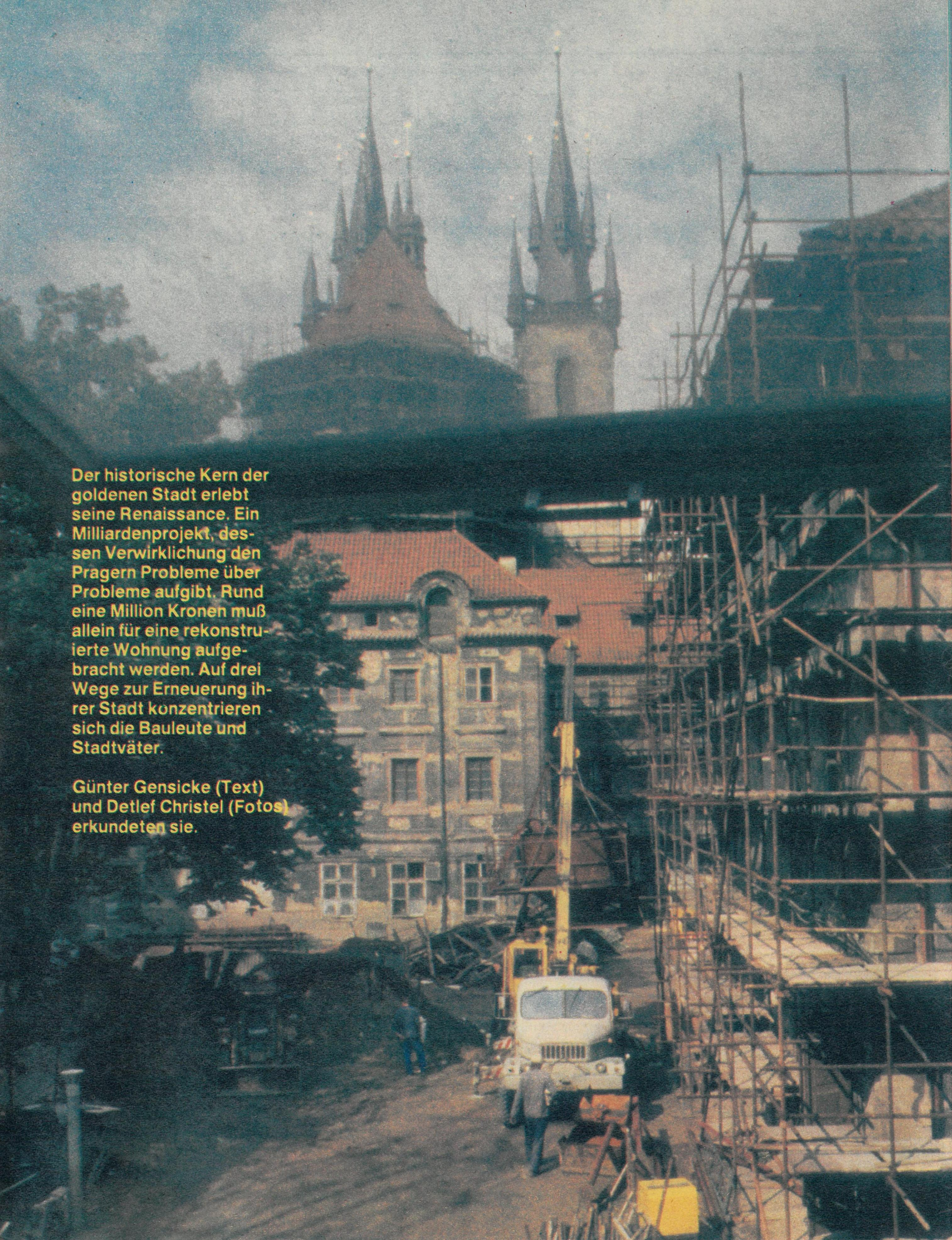
## Preisfrage

### Heft 18/89

Wie groß ist – rund gerechnet – das Bruttosozialprodukt Lateinamerikas?

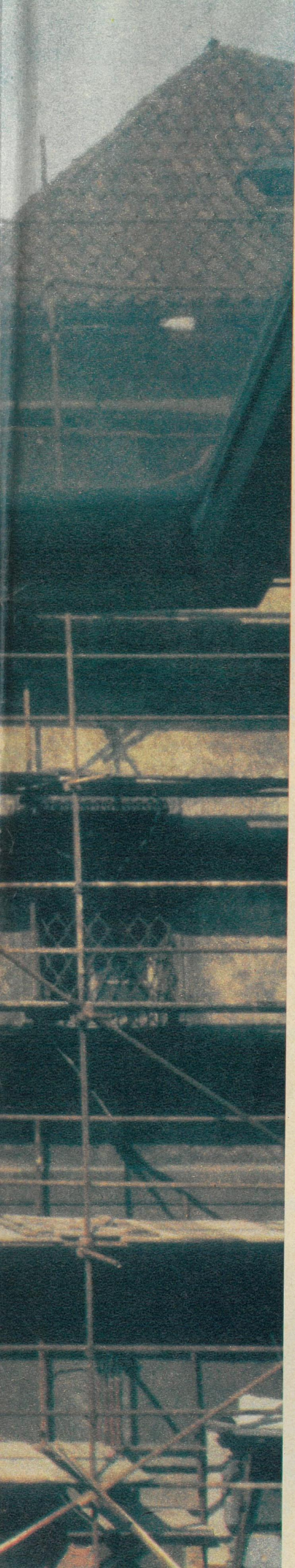
Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 21/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 27. September 1989. Auflösung von Heft 15/89: Ein Ladungskontrolleur. Wir gratulieren Beate Schorr, Weimar-Tiefurt.

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Uwe Völkner, Günter Jung (3), TASS/Litwin, Valeri Gende-Rote; Repro: Peter Meißner; Vignette: Martin Kotsch



Der historische Kern der goldenen Stadt erlebt seine Renaissance. Ein Milliardenprojekt, dessen Verwirklichung den Pragern Probleme über Probleme aufgibt. Rund eine Million Kronen muß allein für eine rekonstruierte Wohnung aufgebracht werden. Auf drei Wege zur Erneuerung ihrer Stadt konzentrieren sich die Bauleute und Stadtväter.

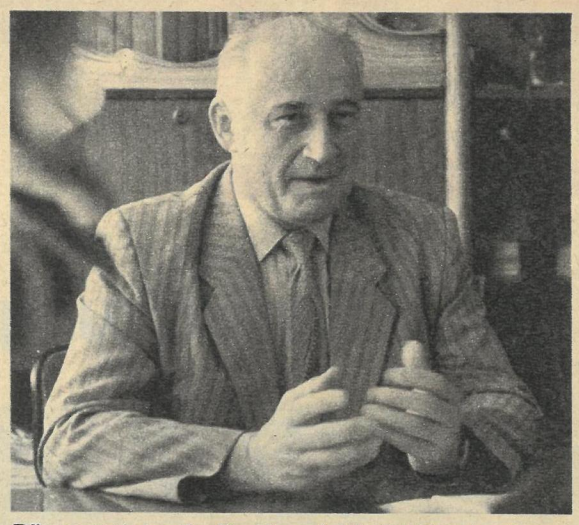
Günter Gensicke (Text) und Detlef Christel (Fotos) erkundeten sie.



# „REGENERACE"

## heißt Erneuerung

# „Regenerace“ heißt Erneuerung



**Bürgermeister Dr. Nadčeradský: Erklärt das Prager Rekonstruktions-Prinzip**

„Nachmittags, so zwischen vier und fünf“, sagt mit feinem Lächeln Pan Novák in der Prager Celetná, „packen die Leute in den Büros ihre Taschen und gehn zur Metro, zum Bus, was weiß ich. Um sechs dann schließt die Mehrzahl der Geschäfte, die Verkäuferinnen sperren zu und gehn auch. Und plötzlich hast du das Gefühl, die Innenstadt sei leer, nach diesem Trubel tagsüber, einfach leer, keiner mehr da.“ Herr Novák scheint plötzlich zu befürchten, er könnte der letzte Einwohner des Zentrums sein, der noch auf der Straße ist. Also ruft er sein „Ahoj“, wir lächeln freundlich, und er geht hinüber zu dem Haus „wo da bin ich geboren und auch mein Vater und dessen Vater“... Es ist frisch verputzt wie alle Häuser in der Celetná-Straße.

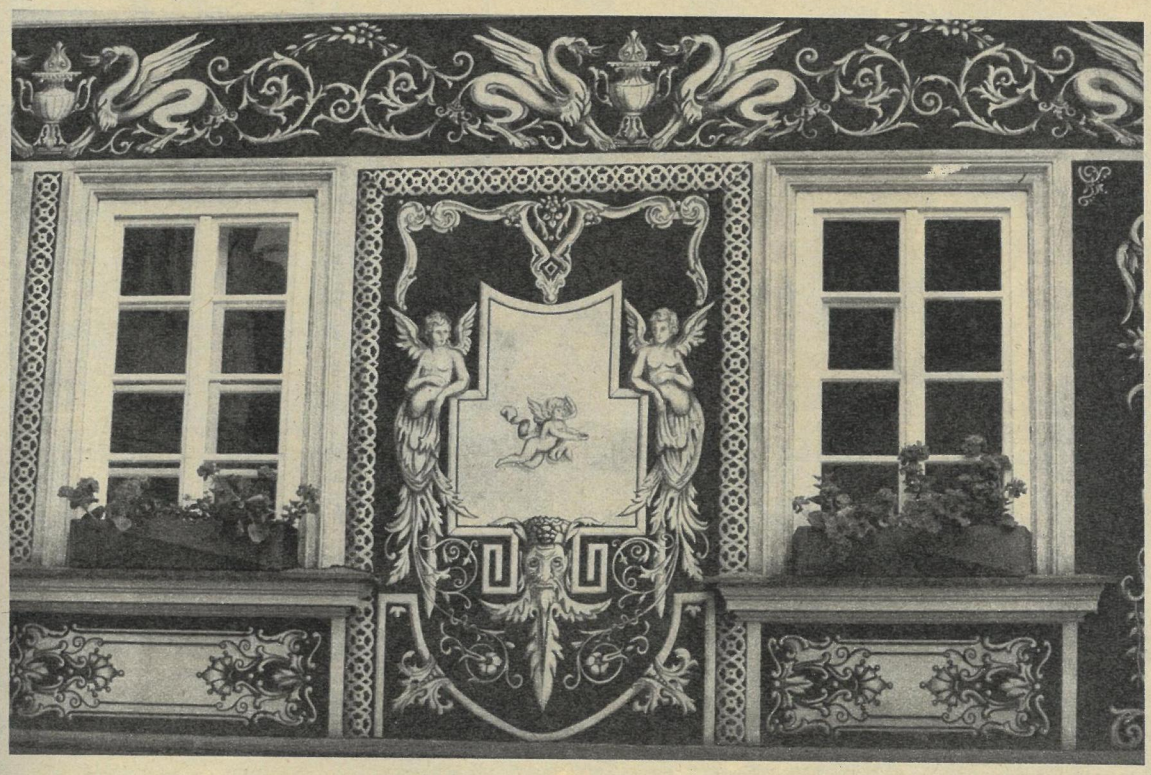
Es hat den Anschein, als wollte der Herr Novák am Abend bestätigen, was uns am Morgen Dr. Jiří Nadčeradský, Bürgermeister, richtiger – Vorsitzender des Stadtbezirks-Nationalausschusses von Praha 1, auf unsere Frage nach Sinn oder Unsinn der These von der „Entvölkerung“ der Prager Innenstadt erläutert hatte.

Prag 1 ist, so Dr. Nadčeradský, das eigentliche Zentrum der Hauptstadt. Es erfaßt den gesamten historischen Kern: die Burg, die sich ans Moldauufer hinabziehende Kleinseite, die Altstadt bis hin zur Hochstraße am Hauptbahnhof und den Bereich der ehemaligen Judenstadt. Insgesamt sind das 5,6 Quadratkilometer, dicht an dicht bebaut seit dem frühen Mittelalter, mit Kellern, die mehrere Etagen tief in die Erde hinein reichen, vielfach noch romanischen Ursprungs. Das Durchschnittsalter der Häuser liegt bei 300 Jahren. 1500 von ihnen sind historische Baudenkmale erster Kategorie, mehrere Hundert weitere rangieren in den Gruppen zwei und drei. Somit gibt es im ganzen Stadtbezirk kein Gebäude, das verändert oder einfach weggerissen werden dürfte. Es würde des Bürgermeisters Kragen, um nicht zu sagen den Kopf kosten. „Die Prager Innenstadt ist ein einziges Rekonstruktionsobjekt“ sagt Dr. Nadčeradský. Und Rekonstruktion, da muß man nicht bis nach Prag fahren, um dies zu erfahren, stellt höhere Anforderungen als ein neues Fertigteilhaus: gebaut und gelagert werden muß auf engstem Raum, die Anfahrtswege sind verwinkelt und schmal, fast unmöglich der Einsatz schwerer Technik, gebraucht werden spezialisierte Handwerker. Und hat man glücklich dann doch begonnen, dann gräbt einer im Keller etwas tiefer und entdeckt archäologisch Bemerkenswertes – schon rückt die Wissenschaft mit Schippen und Pinselchen an und alle Ablaufpläne bleiben Papier. So kommt es, daß malerisch alte Häuser oft der notwendigsten Pflege entbehren. Das Wasser drückt hoch, der Putz fällt ab, sie sind, vor allem in den Souterrains, dunkel und kalt – da möchte keiner mehr hineinziehen. Und wer darin ist, den zieht's nach draußen, in eine Wohnung mit Bad und Toilette und Zentralheizung, mit einem Baum vor der Tür und einem Kinderspielplatz. „Vor acht Jahren wohnten in Praha 1 rund 70 000 Menschen, heute noch ganze 48 000, und ein Drittel davon sind Rentner.“ Etwa 1000 Menschen wandern jedes Jahr ab in die Neubaugebiete am Stadtrand, aber 160 000 kommen täglich zur Arbeit wieder herein ins Zentrum.

„Dieser Trend muß umgekehrt werden. Die Stadt, in all ihren Teilen gesundet, den Menschen zurückzugeben, ihre ursprünglichen Funktionen zu regenerieren, sie auf ein weit höheres, unseren gesellschaftlichen Anforderungen entsprechendes Niveau zu bringen, das ist das Ziel, das wir unbedingt erreichen wollen,“ erklärt der Bürgermeister. Von den vielen Wegen, die dahin führen, sind drei als die wichtigsten erkannt.

Weg Nr. 1: Die zahlreichen in Prag 1 siedelnden zentralen Organe, Organisationen usw. werden daraufhin überprüft, ob sie dies unbedingt im Zentrum der Hauptstadt tun müssen. Ist dem nicht so, dann haben sie auszuziehen. Die Verwaltungen, die ohnehin ihren Kaderbestand laut Regierungsbeschluß um rund 30 Prozent verringern sollen, werden umgehend um ein Drittel ihrer Räume beschnitten. Die dadurch freiwerdenden Gebäude baut man um, oft in Kooperation mit Betrieben oder Organisationen, und übergibt sie den daran Beteiligten und der Stadt für

**Schwere Technik nicht gefragt: Abriß und Modernisierung auf engstem Raum**



**Innenausbau: für historisch getreue Details (unten) sind spezialisierte Handwerker notwendig.**

Wohnzwecke. „Wesentlich ist nicht, wer da baut, und auch nicht, wer da wohnt, wichtig ist, daß überhaupt gebaut wird und daß Leute einziehen“, sagt Dr. Nadčeradský.

Weg Nr. 2: Prag baut neue Hotels oder nutzt geeignete Objekte, um sie in erstrangige Einrichtungen für den Fremdenverkehr ‚umzumünzen‘, mit Partnern aus Frankreich etwa, Jugoslawien oder Österreich, zum gegenseitigen Nutzen. So wird der uralte Kaufmannshof „Ungelt“ in unmittelbarer Nähe des Altstädter Rings, bestehend aus 18 denkmalgeschützten und auf UNESCO-Listen eingetragenen Gebäuden, nach jahrelanger Rekonstruktion wieder, wie schon vor 500 Jahren, zur Absteige und zum geselligen Zentrum des Zentrums.

Der Weg Nr. 3: führt über Rekonstruktion und Modernisierung. Es wird saniert, statisch gesichert, Fassaden werden erneuert, Dächer gedeckt, zweckentfremdete Räume für Dienstleistungen, kleine Gaststätten und Läden genutzt, aber: Vorrang erhält die grundlegende Rekonstruktion ganzer Wohngebiete oder städtischer Komplexe, die regenerace.

Da sind wir beim Stichwort „Janský vršek“, und schnell wechseln wir hinüber zu Ing. Jan Kustka, Direktor des Baubetriebes 03, und seiner rechten Hand in Fragen Baudurchführung, František Veselý. Der sagt: „Endlich sieht die Baustelle nun so aus, als wäre ein Wirbelsturm darüber hinweggefegt.“

Doch der Reihe nach: „Janský vršek“ („Johanneshügel“) heißt der Teil der Kleinseite, der unmittelbar unter der Burgauffahrt am Hang klebt und sich nebst der Neruda-Gasse ein gutes Stück hinein ins Tal zieht. Sein Ursprung reicht zurück bis ins 12. Jahrhundert. Da gruppierten sich die Häuser ganz ungeregelt um eine Rotunde, deren Mauerreste erst vor drei Jahren wiederentdeckt wurden, sowie um die Kirche, die der Ansiedlung den Namen gab. Das mit Beharrlichkeit bewahrte Recht der Einwohner auf Selbstverwaltung prägte auch die mittelalterliche Bebauung. Hier fehlte die ordnende Hand des Stadtbaumeisters – viele der Häuser stehn noch so, wie sie einst auf den Parzellen errichtet wurden, und die Straßen sind erst im Nachhinein, da wo Platz war, eingefügt. Und doch ist die Siedlung „eines der exponiertesten und interessantesten Wohngebiete des Prager Zentrums, nicht nur wegen der Nähe zur Prager Burg und der direkten Nachbarschaft zum Königsweg“. Hier wohnten vor allem Leute, die mit der Burg, den Adelspalästen und dem Hofe verbunden und dem gesellschaftlichen Zwang nach gehobener Lebensführung und solidem Luxus unterworfen waren. So wandelte sich im 15./16. Jahrhundert die ländliche Siedlung zu einem Konglomerat wirr an- und ineinandergebauter Gebäude der Spätgotik, der Renaissance und des Barock.

92 Häuser sind heute im Grundstücksregister des „Janský vršek“ aufgeführt, und nur acht von ihnen werden nicht ausdrücklich denkmalgeschützt. Alle sind zwar arg gebeutelt von den

*Fortsetzung Seite 51*

# „Regenerace“ heißt Erneuerung

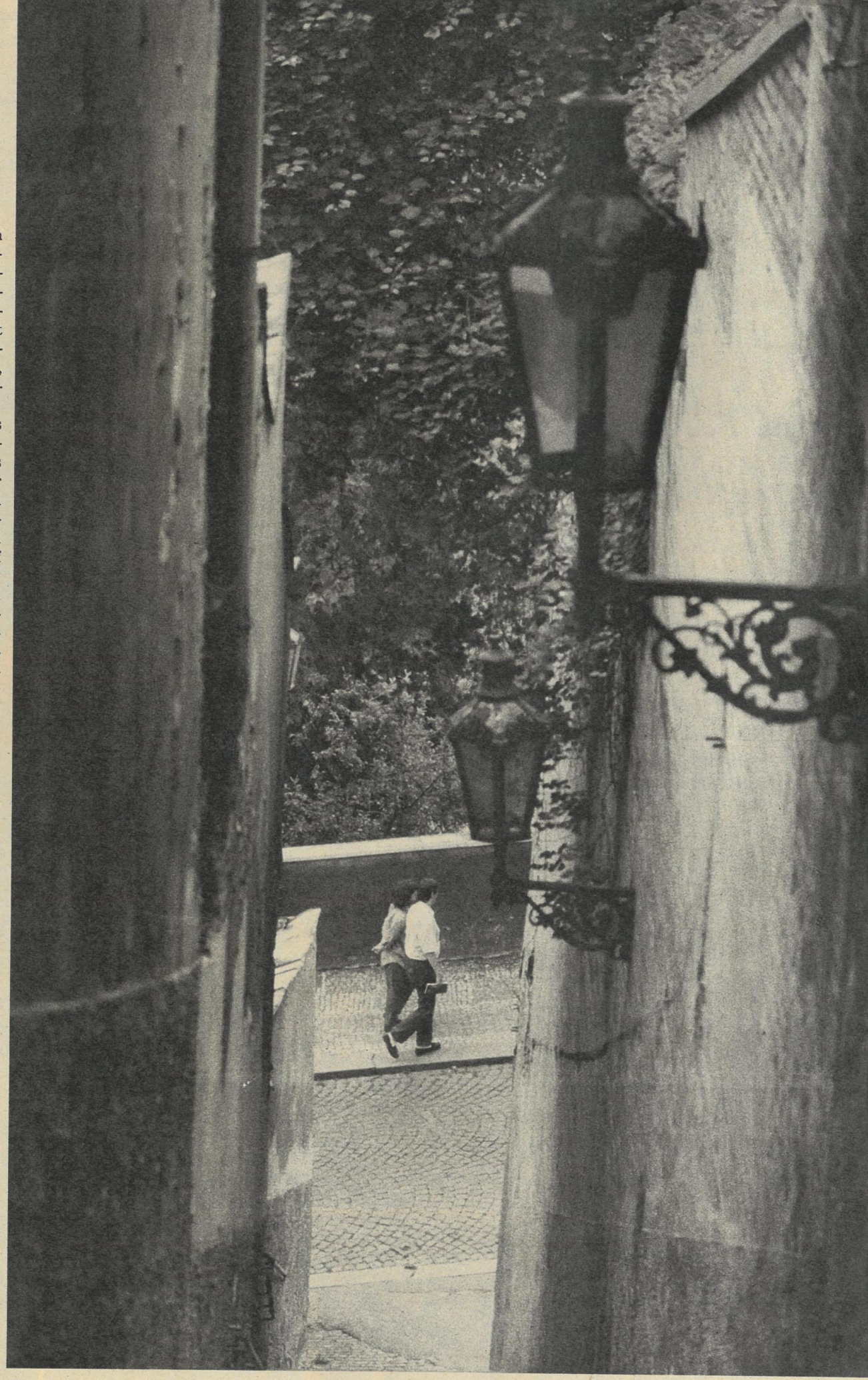
Stürmen der Jahrhunderte und benagt vom Zahn der Zeit, doch bergen sie hinter oft einfachklassizistischen Fassaden bauhistorische Kostbarkeiten, die selbst die Fachleute nicht vermutet hatten. Bunt bemalte Holzdecken vom Souterrain bis zum 4. Stockwerk, im 18. Jahrhundert auf Befehl Josef II. zum Zwecke des Brandschutzes mit Putz überzogen und dann vergessen, kunstvoll gemauerte Gewölbe, Keller und Treppen, Arkaden, Fresken…

Sicher war der „Janský vršek“ ein exponiertes Wohngebiet, doch ebenso wie die Könige auf ihrem Weg zur Burg daran vorbeiritten, taten dies die Stadtväter auf dem Wege zum Rathaus. Der solide Luxus des 16. Jahrhunderts verfiel, und als nach 1948 mit Reparaturen und Teilrekonstruktionen das Schlimmste gemildert werden sollte, konnte jede Aktion nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein. Für den „Janský vršek“ brauchte man Millionen, und die ‚auf einen Ruck‘, nicht anders als in der Altstadt, am Königsweg, im „Ungelt“, für den komplexen Wohnungsbau am Stadtrand und den Ausbau der Infrastruktur. Woher aber die Unsummen für „Ungelt“ und Nachbarschaft nehmen? Anfang der 80er Jahre, als sich die Mittel für den großen „Ruck“ im „vršek“ zu konzentrieren begannen, wohnten hier 1500 Menschen in 761 Wohnungen überwiegend der 3. und 4., also der niedrigsten Kategorie: klein, vielfach dunkel, mit lichtschachtähnlichen Höfen, unwürdigen hygienischen Verhältnissen, Gemeinschaftstoiletten, morschen Leitungen jeder Art, feucht, riechend. Einige der Gebäude waren schon seit Jahrzehnten gesperrt, viele Räume auch in den bewohnten nicht benutzbar, es sei denn als Dunkelkammer, so sie noch über Wasser verfügten. Als aber 1983 die Mitarbeiter vom Národní vybor des Genossen Nadčeradský, in der Tasche den Beschluß über die komplexe Regenerierung des „Janský vršek“, an den Wohnungstüren klingelten, um Neubau-Komfortwohnungen der 1. Kategorie am Stadtrand im Tausch gegen die „alten Buchten“ anzubieten, da riefen nur 30 Prozent Leute „ja“, der Rest aber Zeter und Mordio. Die einen, so zeigte sich, empfanden den „vršek“ als Teil ihrer selbst, sie hatten hier tiefe Wurzeln geschlagen, wo sie geboren, aufgewachsen und alt geworden waren, so wie ihre Eltern und die Generationen zuvor.

Andere, vor allem in den „besseren“ Wohnungen, hatten Geld und Zeit und Arbeit investiert, und etwas „draus gemacht“, was sie glaubten, nicht mehr aufgeben zu können.

Es hat viel Geduld und Überzeugungskraft gekostet, bis die Häuser für die 1. Bauetappe frei waren. Bis dahin lagen schon alle ingenieurtechnischen Hauptleitungen in der Erde, im Vorlauf praktisch, denn unabhängig von der Geschwindigkeit persönlicher Entschlüsse mußte das gesamte Leitungsnetz, in allen Gebäuden, ausgewechselt werden. Heute nun vermittelt die Břetislavova, die Gasse zwischen den Häuserblökken der Etappe 1, tatsächlich die Vision von einer durch einen Tornado heimgesuchten Gegend. Schutt kracht aus den Fenstern, morsche Balken türmen sich zuhauf, glaslos starren die bröckligen Fassaden. 1992 aber, dessen sind sich Arbeiter, Meister, Bauleiter gewiß, fällt hier der Hammer – dann zieht wieder Ruhe ein in die Wohnungen der nun 1. Kategorie, mit ihren Arkaden, Fresken und bemalten Zimmerdecken, mit Bädern und Toiletten und dem soliden Komfort der Prager des 20. Jahrhunderts.

Gegen Ende der 90er Jahre soll das gesamte Wohngebiet regeniert sein. Dann ist das Altersheim mit seinen 70 Wohnungen längst bezogen, die vor allem den vielen älteren Bewohnern der „vršek“-Häuser im Austausch angeboten werden. Dann beherbergen die beiden Hotels ihre ersten Gäste, und das ebenso wie der Kindergarten, der in das heute noch von der Akademie der Wissenschaften belegte Gebäude am grünen Hang des Petřín-Hügels einzieht. Läden gibt es dann überall in den Erdgeschossen, und Werkstätten: das barocke Bretfeld-Palais, in dem schon Casanova an rauschenden Festen teilgenommen haben soll, wirkt als kulturelles Zentrum. Aus den 761 meist kleinen, engen Wohnungen des „vršek“ sind dann 400 große und komfortable geworden, und viele Leute, die zeitweilig der Baufreiheit wegen umgezogen waren, siedeln schon wieder ein. Und mehr als eine halbe Milliarde, rund eine Million für jede Wohnung, hat dann der Staat dafür bezahlt.

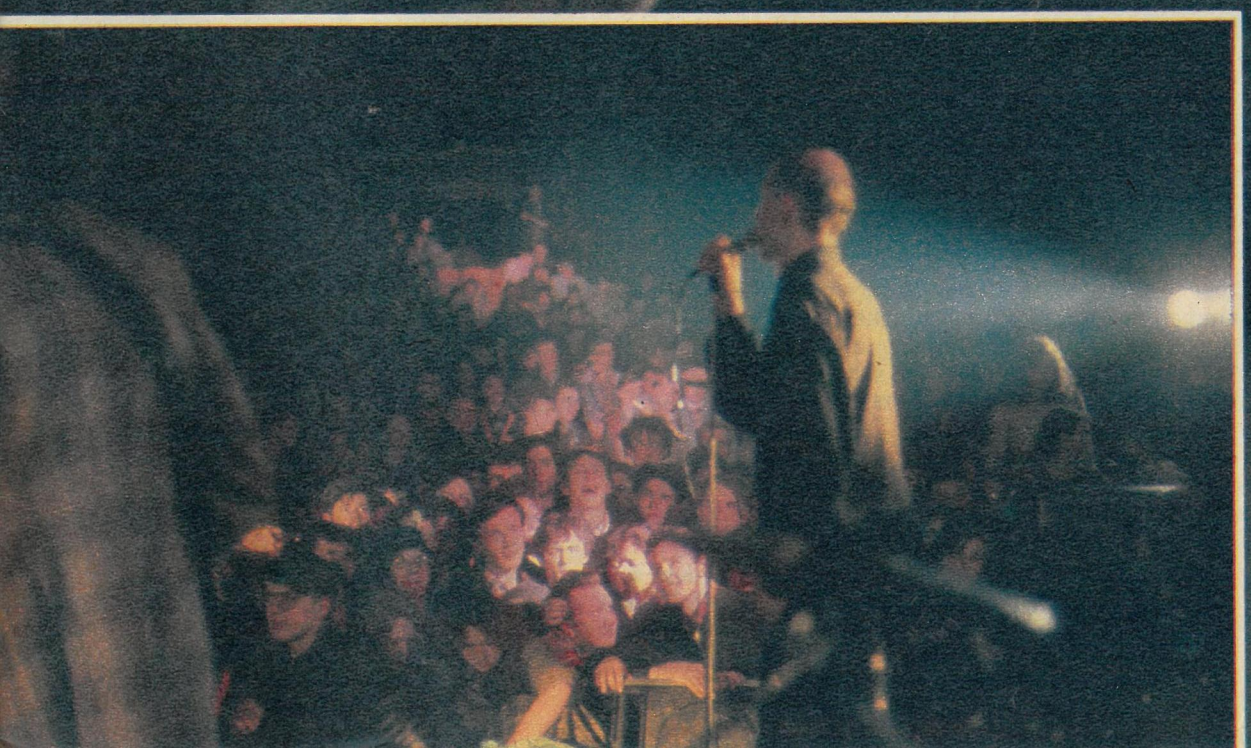


**Altstädter Ring: Er zeigt sich den Pragern und Besuchern aus aller Welt bereits im neuen Gewand.**

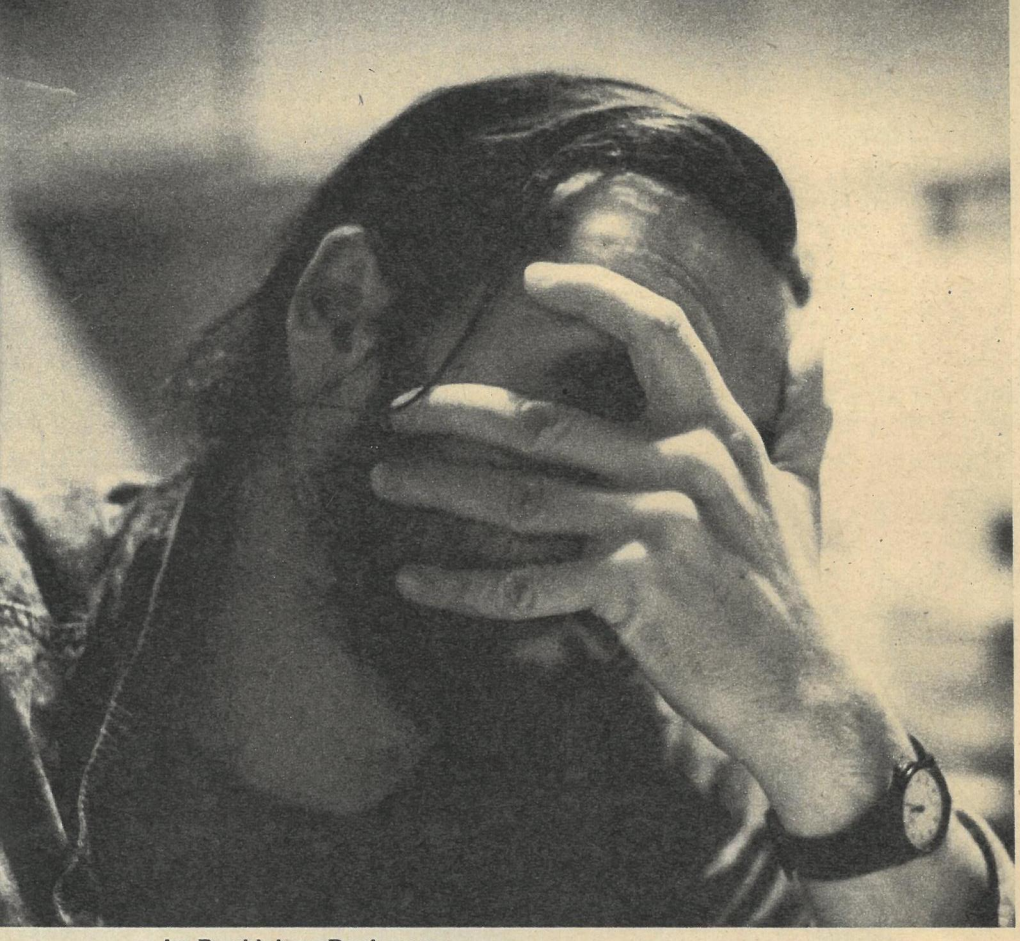
# Rock-Partitur

Andrej, Alexander und Alexej bei der Probe im Moskauer „Iskra"-Klub. Ihre Band ist eine von vielen hundert, die in den letzten Monaten plötzlich „da" waren und die sowjetische Rockszene gründlich veränderten. Was der „lauten Kunst", um die es lange Zeit sehr leise war, gut tat.

Andre Beck und
Nina Rücker berichten.



# Rock-Partitur



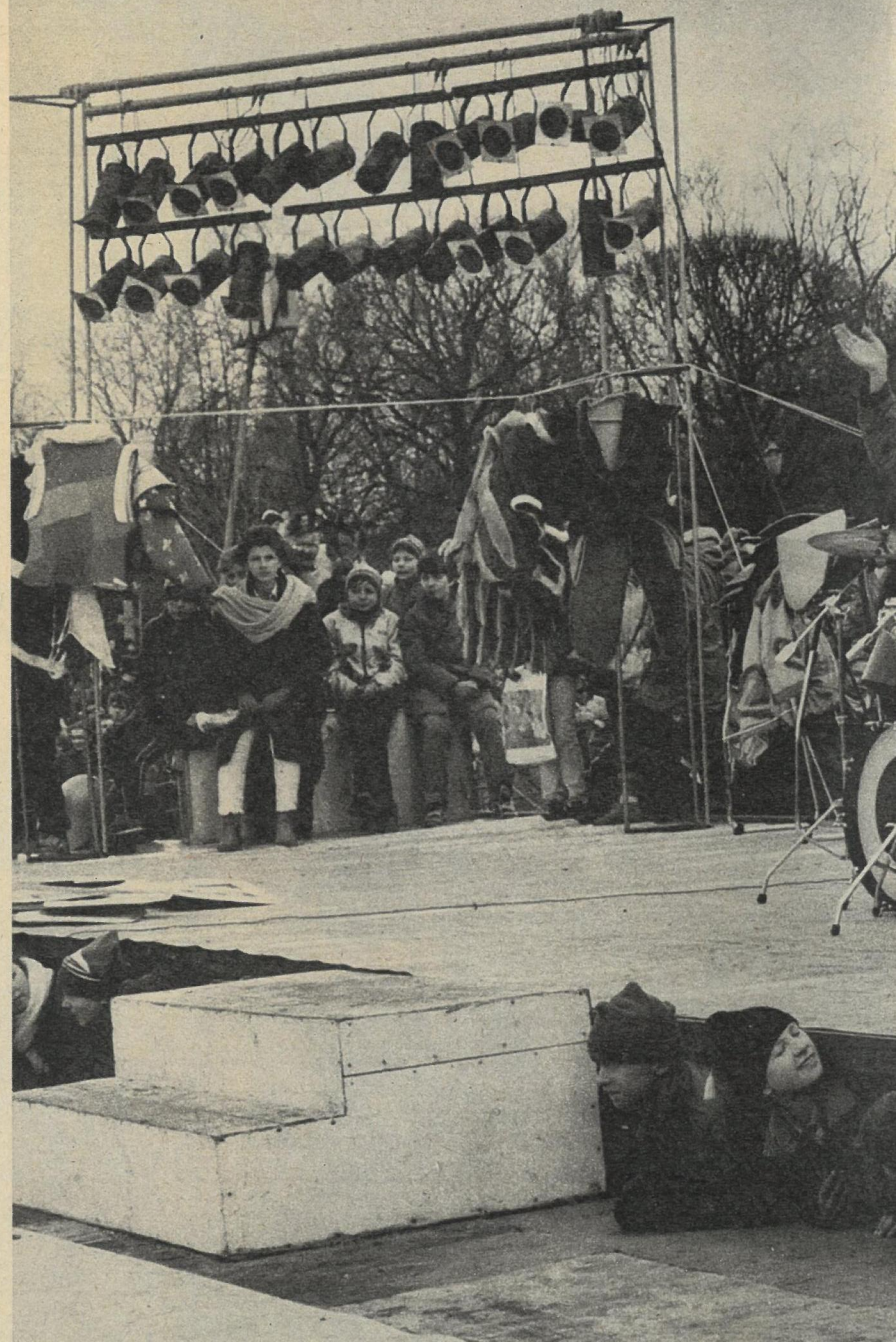
Im Rocklabor: Besinnung...

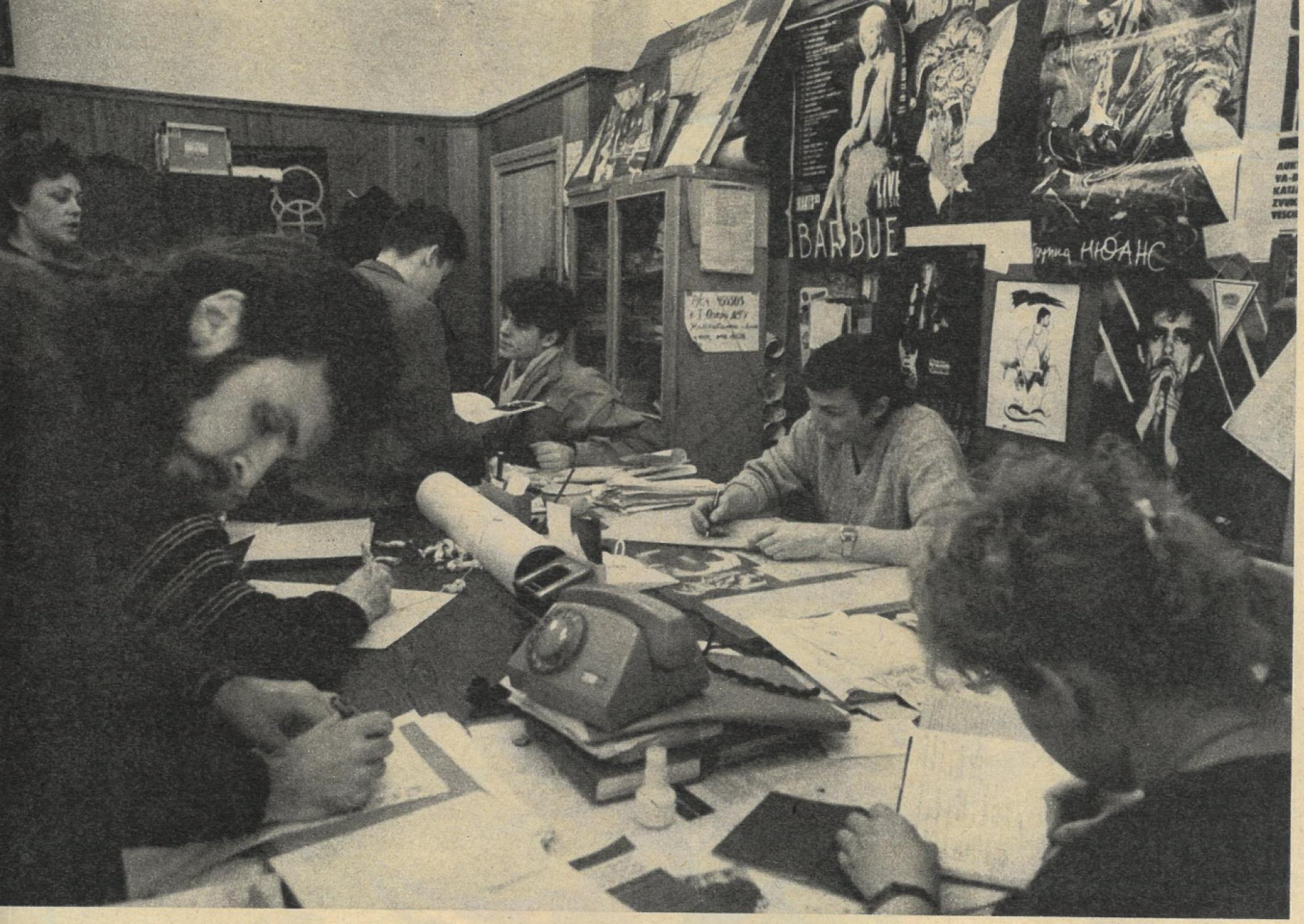
„Rocklabor“ in der Moskauer Altstadt – eine neue heiße Adresse für viele junge Leute, die täglich mit ihren Kassetten und Tonbändern hierher kommen. Die Agentur „Rocklabor“ gibt jungen Musikern, Komponisten, Textern und Arrangeuren Starthilfe auf ihrem Weg aus der Namenlosigkeit zur Bühne.

In den letzten Jahren erst begann sich in Moskau eine Rockszene ähnlich der Leningrader zu entfalten. In staatlichen oder Gewerkschaftskulturhäusern, Wohngebietsklubs und Parks eroberten sich die „Krachmacher“, wie sie anfangs von vielen Skeptikern genannt wurden, ihr Publikum, einige schon recht selbstbewußt, andere noch nach Identität, eigener Sprache suchend. Gegenwärtig ist die Nachfrage groß nach authentischer, Lebensgefühl und Lebensprobleme junger Menschen reflektierender Musik. Unverständlich ist ihnen eigentlich, warum der Zutritt zu den Medien, zu Rundfunk, Fernsehen oder Schallplatte, trotzdem für viele immer noch mit Schwierigkeiten verbunden ist. Moskaus Rocklabor kann dabei helfen. Es vermittelt Konzerte, hilft kostenlos mit Technik und kümmert sich um die Weiterbildung von über achtzig Gruppen, die es mit einem Teil ihrer Einnahmen finanzieren. Bislang ist diese Musikervereinigung die einzige ihrer Art in der sowjetischen Hauptstadt. Mit dem Ausbau eines eigenen Tonstudios versprechen sich die neuen „Manager“ Wirksamkeit auch über Moskaus Grenzen hinweg. Das ist aber noch Zukunftsmusik.

„Linkor Kibadadi“ (ein Schiffsname) ist eine junge Band benannt, die noch im Medien-Abseits steht. Ihre Sorge ist die vieler ihrer Kollegen: brauchbare Instrumente werden benötigt, vom Probenlärm entnervte Mieter sind zu beruhigen, die Finanzen müssen in Ordnung gehalten werden. Im Swerdlowsker Rayon in Moskau fanden sie das, was nottat – einen Probenraum und vor allem Verständnis. Nun treten sie vor Altersgefährten und anderen Rockfans in Nacht- und Morgenkonzerten auf – erfolgreich. „Linkor Kibadadi“ hat sich freigeschwommen, auch ohne haushaltfinanzierte Förderung – vor allem mit Besessenheit und Zielstrebigkeit. Im Jugendklub „Iskra“ hat die Band so etwas wie eine Heimat gefunden – in einem Klub, der, unter der Schirmherrschaft des Komsomol, monatlich immerhin bis zu 10 000 Leute anzieht. Das Rocklabor stünde ihnen offen, Andrej und Alexander von „Linkor“ aber wollen nun „Iskra“ die Treue halten. Vor neun Jahren trafen sich die beiden in den Korridoren des Kinostudios Mosfilm beim Kammblasen. Sie arbeiteten damals als Dekorateur und Pyrotechniker, die Idee einer Band schien noch in weiter Ferne. Aus einer losen Truppe, der sich verschiedene Solisten und Instrumentalisten zugesellten, formierte sich schließlich „Linkor Kibadadi“. Der heutige Bandleader Alexej brachte seine Lieder und Erfahrungen ein: eine Vielzahl musikalischer Einflüsse und Stile wie „Rock“ und „Heavy“, akustischer und elektronischer Klangelemente prägen das Profil der Gruppe, eine eindeutige Zuordnung zu diesem oder jenem Karteikasten wäre unmöglich. Nun wurde getourt – in Diskotheken und einschlägigen Klubs – bis während eines Konzerts auf dem Moskauer Arbat Klubchef Michail Karelin auf die talentierten jungen Musiker aufmerksam wurde und ihnen Probe- wie Auftrittsmöglichkeiten im „Iskra“ anbot. „Linkor“ fühlte sich für voll genommen, gefördert und gefordert. Denn der „Iskra“-Klub finanziert sich ebenfalls selbst, so daß Michail Karelin die Kosten-Nutzen-Relation schon ein wenig im Auge behalten muß. Äußerlich mag das Bild dieses Klubs sich nicht groß von anderen unterscheiden: acht haupt- und dreißig ehrenamtliche Mitarbeiter sorgen dafür, daß sich die jugendlichen Gäste im Café, in zwanzig Zirkeln, bei Diskotheken, Konzerten und anderem wohlfühlen. Das, was dem „Iskra“-Klub so viele Sympathien und einen ausgemacht guten Ruf einbrachte, ist jedoch das Verständnis für viele Sorgen und Probleme junger Leute, seine Aufgeschlossenheit auch Neuem gegenüber. Man kämpft noch gegen schlechte Disziplin, schlägt sich noch mit zuviel Gerede und zu wenigen Resultaten herum, Karelin aber sagt: „Wer erst einmal ein halbes Jahr bei uns gewesen ist, legt solche Unsitten meist von selbst ab. Wer das nicht tut, kann, beziehungsweise muß gehen.“ Ein neuer Arbeitsstil.

Am 1. April: „Tag des Lachens“ im Moskauer Gorki-Park. Miss–Wahl–Persiflage





als Einlage eines Rock-Konzerts

...und Aktion

## Im nächsten Heft:

### Von Wuhan nach Dessau

Junge chinesische Arbeiter zur Qualifizierung in der DDR. Zu Hause – unser Bild: ein Blick in die Waggonfabrik Wuhan – wird die Produktion von Eisenbahn-Kühlwaggons mit DDR-Know-how und -ausrüstung modernisiert.

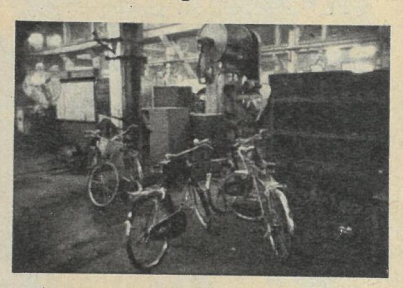


Foto: D. Steinberg

### Gefräßiges Wasser

Jahr für Jahr betreibt die Ostsee Landraub. Forscher haben diese Vorgänge stets im Blick, legen dem Meer Mäßigung auf, ohne die Küsten in ein Korsett zu zwängen.

### Unser großes Literaturpreisrätsel

Die Woche des sowjetischen Buches steht vor der Tür und wie immer veröffentlichen wir dazu unser Literaturpreisausschreiben. Es ist diesmal sechs Romanciers und Dichtern gewidmet, die im 40. Jahr bei uns erscheinen.

### Leichtsinn und höchster Ernst

... gingen in seiner 1. Sinfonie eine Verbindung ein und gipfelten im „Chaos". Das Chaos wich mit den Jahren streng kalkulierter Tonsprache. FREIE WELT besuchte den Komponisten Alfred Schnittke in Moskau.

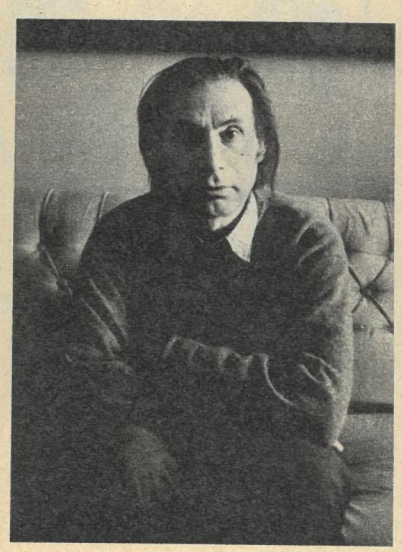
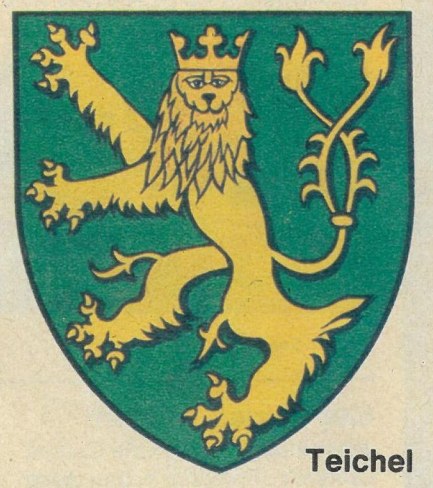


Foto: V. Billeb

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT NR. 1

**Stadtwappen aus sozialistischen Ländern:**
**DDR**



Teichel

Arnstadt

Bernau

Görlitz

Zeichnungen: Karl-Heinz Döring

# Leu und Aar

**Unsere Preisfrage:**

**Wann entstanden in Europa die ersten Stadtwappen?**

**a) im 11./12., b) im 13./14., c) im 14./15. Jahrhundert?**
**Antworten mit aufgeklebter Serienmarke (1.) bitte per Postkarte bis 27. September an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. – Sie können gewinnen: je einmal 100 und 75 Mark, dreimal 50 Mark.**

Im Ostseeraum begegnen wir dem „Vagel Grip“, dem Greifen, im Mecklenburgischen dem Stier, im Harz dem roten und schwarzen Hirsch, von Anhalt bis Bernau dem Bär. Die Heraldik (Wappenkunde) unseres Landes scheint einem Zoo-Register zu gleichen. Wie in der Natur so dominieren auch im Feld unserer 650 Stadtwappen der König der Tiere und der König der Lüfte. Letzteren führt Arnstadt in seinem Schilde (704 als ältester Ort gegründet). Nomen est omen: Arn- bedeutet Adlerstadt.

Unter den zahlreichen Wappen mit Löwen gibt es eine Besonderheit. In Teichel, nach Ummerstedt kleinste Stadt der DDR, trägt die thüringisch-schwarzburgische Raubkatze menschliche Gesichtszüge… So interessant wie die Geschichte der Stadt Görlitz ist auch die ihres Wappens. 1433, als Sigismund I. zum römisch-deutschen Kaiser gekürt wurde, verlieh dieser Görlitz (Stadtrecht seit 1215) das bis heute gültige Stadtwappen. Der doppelköpfige Adler versinnbildlicht die Zugehörigkeit zum 1806 aufgelösten Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation. Der zwiegeschwänzte Löwe gelangte ins Wappen, als die Lausitzer der Krone Böhmens unterstanden. An die Zeit, als Görlitz (im 14. Jh.) vorübergehend Herzogtum war, erinnert die von Leu und Aar gehaltene Krone.

*Heinz Machatscheck*